L. g.
o.
820.
3.

L. g.
820.
3.

Die
Theaterprinzessin.

Roman

von

Friedrich Uhl.

Dritter Band.

Wien.

Druck von Fedor Freund.

1864.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BAMBERGENSIS.

Inhalt des dritten Bandes.

Vierte Abtheilung.

	Seite
Marie und Konrad	1
Horn und Nachfolger	32
Karneval	75
Vorfrühling	123
Mit und ohne Maske	150
Glockengeläute	165
Jenseits und diesseits des Rheins	172

Vierte Abtheilung.

Marie und Konrad.

Es war Spätherbst geworden. Feuchte, graue Nebelschleier lagerten zwischen den lauen, glänzenden Tagen des Herbstes, wo zur Mittagszeit die goldene Sonne von dem blauen Himmel auf die wie in Feuergold stehenden Wälder herniederscheint und den hellen, frostigen Wintertagen, wo die Schneelandschaft in Millionen von Diamanten schimmert. Die ganze Natur war trübe, Luft und Erde feucht. Feucht war es, wohin man sah, feucht wo man ging. Nicht blos die letzten, zähesten, breiten, grünen Blätter, die man hie und da auf einem Anger erblickte und die kahlen Zweige der Bäume, welche nur zwischen den Häusern dazustehen schienen, damit man sie ergreife, als Besen benütze und damit die schmutzigen Gassen kehre, auch die Haare der Menschen, die Wimpern der Frauen und die Bärte der Männer, waren mit Naß bedeckt. Alles eilte, so rasch es ging, über die kothigen Straßen, Alles sah nur vor sich zur Erde nieder; kein Aufblick zum Himmel war zu bemerken, kein vergnügtes Umsich-

herschauen. Man blieb nicht stehen, wenn man einander begegnete, man nahm sich nicht Zeit zu grüßen, man bemühte sich, aneinander vorüber zu huschen. Niemand sah nach den eilends vorüberjagenden Equipagen und Miethwagen, Keiner von jenen, die in denselben saßen, blickte heraus, die Fenster des Schlages waren feucht angelaufen. Man sah es Allen an, daß der Hauptgedanke jedes Menschen nur der war: so bald als möglich wieder in das Haus zurückzukehren, da man es schon einmal verlassen mußte. War man zu Hause und trat man mehr gewohnheitsmäßig als von einer bestimmten Absicht geleitet an das angelaufene Fenster, so kehrte man eilends wieder zurück, denn man sah durch die Scheiben nichts, als die graue feuchte Atmosphäre sich förmlich an das Fenster andrängen.

An diesem Tage, in den Stunden nach Mittag, schritt Konrad Heil unruhig und mißmuthig in seinem Zimmer auf und nieder. In seinen Mienen war zu lesen: daß er keine Freude habe an sich und seiner Umgebung; daß ihm kein Gedanke neu genug sei, um ihn zu beleben, daß er an Alles, was ihn beschäftigt in der letzten Zeit, so oft gedacht, es so oft in seinem Sinne hin und her gedreht, daß es ihm keine neue Seite mehr darbot. Konrad pflegte sonst, wie die Kinder es thun, wenn er sich zur Ruhe begab, oder wenn er ohne Beschäftigung war und sich den Träumereien ergab, die Person oder die Angelegenheit, welche ihn am meisten freuten, aus dem Schatzkästlein seines Geistes hervorzuholen, sie vor seine Seele zu stellen, seine Gedanken darauf zu fixiren, alle möglichen Wendungen, welche die Zukunft bringen konnte, sich vorzustellen oder im Bilde der Vergangenheit die geliebte Person leuchten zu lassen — heute lagerte auf seinem Antlitz kein Wiederschein solchen belebenden Lichtes.

Sein Herz war ohne Liebe, sein Geist ohne fesselndes Ziel.

Dazu dieses Wetter! Die Cigarre wollte nicht brennen und auch das Feuer im Ofen war widerspänstig. Er warf sich auf den Balzac. Da fiel ihm Camilla ein. Mit Entrüstung jagte er den Gedanken an sie von sich. Camilla war zurückgekehrt, sie erregte Enthusiasmus; Konrad begriff es, er bewunderte die Künstlerin und ließ ihr alle Gerechtigkeit wiederfahren, aber das Weib flößte ihm Eckel ein. Sie hatte die Neigung zu ihr in Konrad vollständig erstickt.

Das Bild Antoniens trat vor seine Seele. Aber was war ihm Antonie? Er sah ihr zufriedenes, rundes Gesichtchen, mit den leuchtenden Augen und dem immer heiter verzogenen Munde, er hörte ihr helles Lachen. Kürzlich erst war sie wieder bei ihm gewesen, hatte seine Stube mit ihrem Gekicher erfüllt und die Federn seines Fauteuils, auf dem sie die Heiterkeit fortwährend emporschnellte, einer entscheidenden Belastungsprobe unterzogen; sie war natürlich wieder gekommen, weil ein Gastspiel sie in die Ferne führte und sie Empfehlungsbriefe brauchte — aber was war ihm Antonie? ... Ueberlegte er es sich doch letzthin, ob er ihr sein kleines, fotografirtes Bild, um das sie ihn gebeten, geben sollte; indessen hatte er es ihr doch gereicht, als sie ihm versprochen, es nicht in ihr Album zu stecken: „in die Reihe der Eintagsfliegen, die ihr Schauspielerinnen wie eine Sammlnng von Schmetterlingen auf eueren Tischen zur Betrachtung ausstellt."

So hatte Konrad zu ihr gesprochen und sie hatte lachend versichert: „es an ein rosenrothes Bändchen zu thun, nachdem es eingerahmt sei, und es am Halse zu tragen, zwar nicht am Herzen, aber doch so tief, daß man es

nicht sehe!“ Darauf hatte Konrad „Närrchen“ gesagt und ihr das Bild gegeben.

Da fiel sein Blick auf das Porträt, welches Marie als „Agathe“ darstellte... „Warum ich doch dies Bild noch immer stehen lasse wie auf einem Altar! Was doch Indolenz und Gewohnheit Alles machen! Ich habe das Porträt nur aus Trägheit nicht entfernt! Verdient hat Marie nicht die Ehrenstelle; verdient sie doch kaum einen Gedanken! So jung, so rein, so verschieden von den Anderen schien sie mir manchmal und um wie viel nackter traten Eitelkeit, Ueberhebung und alltägliches Wesen aus ihr hervor, als sie mir sagte: „Wo haben Sie mir denn aufgepaßt?“ Welch' ein Wort! Wie wenig hat sie mich verstanden! Ich will das Bild entfernen!“

So sprach Konrad zu sich, als ein Schellen ihn aufspringen machte. Er öffnete, Antonie stand vor ihm. Als er ihr freundliches Gesichtchen sah, war es ihm, als ob die Sonne einen Augenblick durch die feuchte, graue Decke dieses Tages leuchte.

Er empfand Freude darüber, daß er den Sonnenschein auf diesem Antlitze schaue, daß er dieses glückliche Lachen höre. „Nun, da bin ich wieder! Ist es nicht hübsch von mir, daß ich Ihnen die Freude bereite, ein allerliebstes Mädchen in der Nähe bewundern zu dürfen? Passirt Ihnen nicht oft! Und an einem solchen Tage, bei diesem Wetter! Das allein verdient schon, daß Sie mir gleich wieder einige Empfehlungsbriefe schreiben. Doch seien Sie ruhig, lassen Sie den Schmerz nicht Ihr Herz zerreißen. Ich reise nicht wieder fort, ich bleibe Euch erhalten längere Zeit hindurch. Mit Lorbeeren bedeckt kehre ich zurück und die Bänder an den Kränzen, die ich mitgebracht, bunte tricolore Bänder, sehr breit und sehr

schwer ... „vier Gulden die Elle!“ sagte ein junger Handelsmann, der es sich nicht nehmen ließ, mir in der Nähe zu huldigen und sich durch diese zarte Andeutung als den Spender eines der Kränze zu erkennen zu geben, seine Verehrung gleich selbst taxirend ... schließen können Sie meine Rede selbst, denn ich weiß nicht was ich gesprochen, ich weiß nur, daß ich nicht weiter komme! ... Aber diese entsetzliche Hitze! Und kein Licht, um drei Uhr nach Tisch! In dieser Zeit muß man zu Mittag die Lampe anzünden, wenn man Damenbesuch erwartet ... unsereins ist ja sonst nicht im Stande, seine Haare zu ordnen; glauben Sie nur nicht, daß ich mich im Spiegel sehen will und daß ich mich nicht wohl fühle, wenn ich nicht mir selbst gegenüber sitze!“ Konrad zündete die Lampe an und rückte das Fauteuil dem Spiegel gegenüber. Antonie sah hinein, wandte den Kopf nach Konrad, zeigte nach dem Spiegelbild und sagte: „Ist das ein Mädel! Was?“ Selbst wenn Konrad auf diese Cascade von Worten hätte antworten wollen, würde ihm Antonie keine Zeit dazu gelassen haben.

Sie eilte zum Schreibtische, auf welchen das Licht der Lampe fiel und als sie Mariens Bild sah, fragte sie rasch: „Wie kommen Sie zu diesem Bilde?“

„Marie hat es mir einst geschenkt!“

„So, so!“ sagte Antonie. „Interessiren Sie sich für Marie?“

„Ich für Marie? Das ist wieder einer Ihrer — heiteren Einfälle! Marie hat weder Herz, noch Geist.“

„Sie hat Beides!“

„Ich wenigstens habe nichts davon bemerkt!“

„Kennen Sie Marie genauer?“

„Ich will Ihnen erzählen, wie genau ich Marie

kenne!“ Und nun schilderte Konrad die leichten Spuren, die Marie auf seinem Lebenswege, den sie im Laufe der letzten Jahre öfter gekreuzt, hinterlassen; er schilderte ihr die Beziehungen, die zwischen ihnen stattgefunden; wie sie sich einander immer genähert, um sich von einander immer mehr zu entfernen und wie endlich das im Munde Mariens unerklärliche Wort: „Wo haben Sie mir denn aufgepaßt!“ Konrad wie mit kaltem Wasser übergossen. „Urtheilen Sie nun selbst“, rief Konrad, der immer unruhiger geworden, rasch hin und her gegangen war und sich nun vor Antonie hinstellte, „urtheilen Sie nun selbst, ob ein Mädchen, von Geist und Herz, einem Manne, der ohne irgend einen Anspruch ihm seine Dienste widmet, solche Worte hinwerfen und ihn dadurch zu einem jener Dutzend-Zudringlichen stempeln kann, welche Schauspielerinnen belästigen; sagen Sie, ob ein Mädchen von Zartgefühl, selbst das arge Verkennen zugegeben, solche Worte in den Mund nehmen kann!“

Antonie war ernst geworden. „Ich kann Ihnen heute darauf nicht antworten!“ sprach sie, sich erhebend. „Vielleicht kann ich Ihnen aber später einmal Aufklärung geben.“ Antonie ging.

Der nächste Tag brachte dasselbe schlechte Wetter und zur selben Stunde, als am Tage vorher, erschien zur größten Ueberraschung Konrad's, Antonie. Sie wollte heiter und unbefangen aussehen, vermochte es aber nicht, trotz der größten Bemühung. Sie versicherte, nur gekommen zu sein, um zu sehen, ob Konrad bei diesem Wetter nicht durch Langweile sterbe, gebrauchte aber zum Ausdrucke ihrer einfachen Gedanken so viele Worte, ja hie und da enthielt eines derselben eine so eigenthümliche Andeutung, daß es für Konrad zweifellos wurde, ein bestimmter Zweck

habe Antonie zu ihm geführt. Er sah es ihr an, daß sie im Besitze eines Geheimnisses, wahrscheinlich eines ihn betreffenden Geheimnisses sei, und daß der Entschluß, es ihm preiszugeben, von ihr bereits gefaßt worden war; führte ihn doch schon der durch seine rasche Wiederholung auffallende Besuch Antonien's zu dieser Vermuthung.

Frauen, und Männer von weiblicher Gemüthsbeschaffenheit finden, wenn sie ein Geheimniß preisgeben, eine Entschuldigung vor sich selbst darin, daß sie sich dasselbe Schritt für Schritt abringen lassen. Sie sagen sich: die gute Absicht, Jemand durch den Wortbruch zu nützen, habe sie in Schwanken versetzt, unabläßiges Bitten und Andringen allein hätte ihnen das Geheimniß entlockt. Daß sie durch Andeutungen die Neugierde erweckt, daran denken sie nicht in dem Augenblicke, wo sie ihr Werk vor sich sehen, wo sie Mitgefühl mit Demjenigen empfinden, der sie anfleht, ihm doch nicht vorzuenthalten, was ihn so lebhaft interessiren müsse, besonders wenn er ihnen schließlich sein Wort gibt, nicht mit einer Sylbe zu verrathen, daß er im Besitze des Geheimnisses sei.

So endigte auch der leichte Kampf zwischen Antonie und Konrad. Nachdem er ihr sein Wort gegeben, keinen Gebrauch von dem zu machen, was sie ihm anvertrauen wolle, ging Antonie mit einer Art von Erleichterung an das Werk. Sie hatte zwar ihre gewöhnliche Heiterkeit nicht wiedergewonnen, eine Heiterkeit, die, obschon einem wirklichen Quell von Frohsinn entsprungen, doch einigermaßen von der Absicht, immer und Allen anmuthig und angenehm zu erscheinen, festgehalten und ausgebreitet wurde, — wie der Maler auch alle Partien seines Bildes, aus demselben Grundtone herausarbeitet — Antonie war ja Künstlerin, eine Dame vom Theater! — allein, wenngleich

nicht so übermüthig und forcirt lustig wie sonst, hatte sich doch das kleine moralische Gewitter verzogen, und sie sagte theilnahmsvoll zu Konrad:

„Marie war heute bei mir! Marie interessirt sich für Sie."

Spott und Unmuth drückten sich in Konrads Antwort aus: „Marie interessire sich für mich, sagen Sie? Marie, die mich wie einen zudringlichen Bettler von sich gestossen, mich, der ihr Freundlichkeiten erwiesen, mich, den nur ein Zufall ihr an jenem Abende in den Weg geführt."

„Hat Ihnen denn nicht, Sie starker, gewandter Mann, die Verlegenheit manchmal ein Wort aus der zusammengepreßten Kehle entlockt, über das Sie erschracken, als es gesprochen war, weil es das Gegentheil von dem ausdrückte, was Sie zu sagen im Sinne hatten? Und läßt sich ein solcher Vorgang bei einem jungen, schüchternen Mädchen nicht annehmen?"

„Das ist eine Auslegung, die Ihnen Ihre Freundschaft für Marie eingibt, vielleicht auch das Bemühen, mich von einer unangenehmen Erinnerung zu befreien. Sie kombiniren!"

„Ich lege nicht aus, ich kombinire nicht; ich berichte. Marie selbst gab mir diese Aufklärung."

„Marie?"

„Mein Gott, wie schwer machen Sie es Einem doch, sein Wort zu brechen! Andere Sünder sind verstockt, es ist aus ihnen nichts herauszubringen; ich aber will gestehen, jedes Wort gestehen, und Sie lassen mich nicht zu Worte kommen!"

„Nun, so sprechen Sie! Also . . . Fräulein Marie war bei Ihnen."

„Und hat Sie da getroffen!"

„Mich?"

„Sie saß kaum auf dem Sofa und sah auf dem Tische das Fotografien-Album vor sich, als sie dasselbe aufschlug und darin blätterte. Plötzlich stieß sie einen Schrei aus. Ich beuge mich vor um zu sehen was die Ursache ist, da legt sie ihre Hand auf ein Bild. Ich lache, ziehe die Hand weg, mit Gewalt — es ist Ihr Bild mein Herr! Ich sehe Marie an, sie ist todtenbleich. — Geben Sie mir das Bild! spricht Marie — O nein; verlangen Sie selbst Eines von ihm! — Sie bittet, sie beschwört mich, ich lasse mich nicht bewegen. Endlich erzähle ich ihr: daß ich kurz vorher bei Ihnen gewesen. Ich werde ausgefragt und theile mit was ich von Ihnen gehört. Marie ist betroffen, still; sie bestätigt Alles was ich von Ihnen gehört. Eine Thräne tritt in ihr Auge. Ich bitte, ich beschwöre, ich quäle sie um Aufklärung. Sie zögert, sie sträubt sich, ich dringe ihr die Geneigtheit zu dem Geständnisse ab. Sie läßt mich geloben, nie und Niemand eine Sylbe zu verrathen. Nun sagt sie mir: sie sei an dem unglückseligen Abende, an welchem sie zu Ihnen die Worte gesprochen, die Ihnen auf der Seele brennen, so erschrocken, daß sie nach Worten, ja nach Athem ringend, endlich die Phrase herausgestottert. Sie hätten sie rasch verlassen und Marie, kaum mächtig sich zu erhalten, sei in einen Wagen gestiegen um nach Hause zu gelangen. — Ich wollte ihr ein weiteres Geständniß entlocken, sie aber Thränen im Auge, legte ihre Hand auf meinen Mund und sah mich so tiefinnig bittend an, daß ich schwieg. Nun bin ich da, nun wissen Sie Alles. Ich liebe Marie, ich sah Sie leiden, da haben Sie das Motiv meines Verrathes. Gott weiß, daß die Absicht

eine gute ist. Doch nie ein Wort darüber, wer Sie aufgeklärt!"

Konrad konnte nicht sprechen. Er war aufgelebt wie die Welt im Frühling. Er hätte singen, jubeln, aufschreien mögen ... und doch vermochte er nur Antonie stumm die Hand zu drücken und erst zu sagen: „ich danke Ihnen viel tausendmal" als sie ging.

Konrad eilte unruhevoll hin und her. Was er machen solle, daran dachte er im Augenblicke noch nicht, wußte er doch kaum, was er empfand. Er fühlte nur, daß sein Herz vor Sehnsucht erzittere, daß seine Brust sich peinigend süß, bald dehne, bald zusammenziehe, als könne sie die Freude nicht fassen und als verenge sie sich sogleich wieder, um den Schatz zu bewahren, einzuschließen, damit er nicht verloren gehe. „Sie liebt mich!"

Konrad's Wange war geröthet, sein Auge leuchtete. Er trat an's Fenster, da rief und lockte es: hinaus, hinaus! als ob die Sonne am Himmel leuchte, als ob Blüthenbäume ihre duftigen Aeste an die Scheiben legten und um Einlaß flehten.

Konrad sprang unwillkürlich zurück und legte die Hand an's Herz. Die vier Mauern, das fühlte er instinktiv, schlössen jetzt am besten sein Glück ein. Wie ein Kind, welches im Frühling das erste Veilchen von weitem erblickt, sich ängstlich umsieht, ob kein Gespiele es auch bemerkt habe, dann darauf losstürzt und es unter dem Sturze der hohlen Hand begräbt, um allein zu sein mit dem duftigen Boten des Lenzes, ihn allein zu besitzen, so barg Konrad den neuen Frühlingsduft seines Herzens.

Diesen Empfindungen hingegeben, die in ihm, unklar und rasch wechselnd wie Nebelbilder, wogten, trat er an den Schrank, und sah stier vor sich hin. So stand er

einige Zeit, nur in sich hineinschauend, als er, einen Augenblick ruhiger geworden, auf dem Gesimse des Kastens Hyazinthen-Zwiebeln erblickte. „Sieh, da," sagte er zu sich, „wie undankbar ich bin! Ihr habt mich im verflossenen Winter erfreut, habt geblüht und geduftet, ich habe euch da hinaufgelegt, um euch in diesem Winter zu neuem Leben zu erwecken, und habe eurer vergessen!"

Er nahm eine der Zwiebeln herab — sie hatte bereits zwei ziemlich starke, große Triebe. Konrad eilte nach den Gartentöpfen, die sich im Nebenzimmer befanden, setzte die Hyazinthen ein, und stellte sie an einen dunklen Ort, damit das Licht den jungen Trieb nicht schädige, damit, wie die Gärtner sagen: „die Blüthe nicht im Herzen aufgehe und früher herausbreche als die schützenden Blätter, in deren knapp einschließendem Gewahrsam die Blume allein gedeihen und sodann zu rechter Zeit im vollen Schmuck, mit vollem Dufte das Licht der Welt erblicken könne."

„Zu Dir, Marie, zu Dir!" rief nun Konrad. „Was auch kommen möge, ich muß zu Dir! Ich habe Dich verkannt, ich habe Dir wehe gethan; gutmachen, das ist nun meine Pflicht! Ich will Dir zur Seite stehen, schützend und segnend! Ein Füllhorn von Blüthen will ich über Dich schütten, da ich die schöne BlumeDeiner Seele geschädigt, da ich Dich verkannt, Dir Böses gethan. Du liebst mich! ich will dankbar sein. Für einen Ton echter, wahrer Empfindung gebe ich Dir eine Welt von Liebe! Zu Dir, Marie, zu Dir!" Konrad stürzte fort.

Er eilte zu Marie. „Was muß sie gelitten haben!" dachte er. „Ihre schüchterne Zurückhaltung hielt ich für Anmaßung, ihre keusche Scheu für Berechnung, ihre verwirrende, tödtliche Verlegenheit für den Ausdruck von

Eitelkeit und Rohheit! Und wie roh habe ich mich gerächt! Ich habe die Künstlerin angegriffen, weil das Weib mich anscheinend verletzt. Doch ich will Alles gutmachen!"

Konrad klagte sich an; er glaubte vollen Grund dazu zu haben, obschon er vor einiger Zeit Regenauer gegenüber behauptet: er habe nur die Wahrheit gesagt. Aber daß er diese gesagt, so scharf und schneidig gesagt, das schien ihm jetzt ärger, als wenn er geradezu ungerecht, unwahr gewesen wäre. Es that ihm wehe in der innersten Seele, er litt, als wenn er sich selbst Böses zugefügt hätte. Er dachte sich nach und nach so sehr in sein Unrecht hinein, daß er gegen sich selbst Anschuldigungen erhoben haben würde, wenn ein Anderer als sein Vertheidiger aufgetreten wäre. Selbst den Reiz des Widerspruches würde er in sich überwunden haben.

Und wie er alle Lieblosigkeit und Unzartheit auf sich nahm, so erschien ihm jetzt schon seine Empfindung für Marie als flammende Liebe. Sein starker Gerechtigkeitssinn hatte zuerst in ihm Mitleid mit Marie erweckt; er wollte Balsam in die Wunde träufeln; aber wie der Strom, im Absturze vom Felsen, in unberechenbarer Progression herabfällt, so potenzirte sich die Empfindung Konrad's, einmal aus dem regelmäßigen Laufe gebracht; sie riß brausend Alles mit sich, Gedanken und Gefühle; das war kein Fluß mehr, das war ein Schäumen, Zischen, Brausen und Sprühen. Das liebesbedürftige Herz wallte auf und: ich liebe Marie! das war der einzige Zug, der Konrad leitete und vorwärts trieb.

Ja, er sprach zu sich: ich habe sie immer geliebt! All' die einzelnen Momente, in denen er von Zeit zu Zeit mit dem Mädchen zusammengetroffen, rückten jetzt, was und soviel auch dazwischen lag, aneinander und bil-

deten eine fast zwischenraumlose Reihe von Bildern. Die Liebe ist die größte Künstlerin, sie operirt nach allen Gesetzen der Kunst. Die früher kaum zum Bewußtsein gelangten Zeichen von Wohlgefallen und Sympathie wuchsen, erstarkten, gewannen Macht und Bedeutung; um Alles flammte das rosige, verschönernde Licht. Konrad glaubte es jetzt wirklich, er habe Marie immer und immer gleich stark geliebt. Und Niemand geliebt als sie! Was während der drei Jahre geschehen, seit er sie kannte, das war, wie es ihm jetzt däuchte, fast gar nicht geschehen; es war höchstens Erregung der Sinne, die nichts zählte, die er sich als Mann leicht und gern verzieh. Der Gedanke an seine Beziehung zu Camilla tauchte nur auf, um sogleich weggewiesen zu werden. Geliebt habe ich nur Marie! sprach Konrad zu sich.

Konrad war an Mariens Wohnung angelangt. Er fühlte den Herzschlag bis in die Kehle hinan. Er zauderte nicht und riß an der Glocke. Man öffnete. Marie war zu Hause. Er trat in den Salon, sah Marie im zweiten Gemache sich erheben, und als sie ihn erblickte, sich krampfhaft an eine Sessellehne anhalten. Konrad schritt auf sie zu. Bleich und zitternd, tiefen Ernst, ja fast Schmerz auf dem Antlitze, fragte das Mädchen: „Was führt Sie zu mir?“

Konrad raffte sich gewaltsam zusammen; galt es doch Marie zu schonen. Es gelang ihm, ein Lächeln um seinen Mund zu zerren, und er sagte: „Mir hat geträumt, Sie wünschen mich zu sehen ... und da bin ich!“

„Was führt Sie zu mir? Ohne besondere Ursache kommen Sie ja nicht; es ist...“

„Glauben Sie mir!“ ...

„Ich weiß, was Sie veranlaßt hat, mich zu sehen!

Ich beschwöre Sie, sagen Sie es mir! Man hat Ihnen gesagt. . . !"

„Marie!"

„O diese Weiber, diese Weiber!"

Marie warf sich auf das Sofa und weinte. Konrad stellte sich an ihre Seite und sprach kein Wort. Er vermochte nicht einmal sie zu trösten, sie zu beruhigen. Eine Lüge brannte bereits den Wahrheitsliebenden auf der Seele; eine zweite hätte er nicht hervorbringen können.

„Wollen Sie wissen, was Sie zu mir führt?" sprach Marie und Thränen standen ihr in den großen Augen, deren Unergründlichkeit eine lange Leidensgeschichte, auf den kleinen Raum des Auges zusammengedrängt, zu enthalten schienen. „Mitleid führt sie zu mir!"

„Nein Marie," sprach Konrad und ergriff ihre Hand „ich liebe Sie!" Marie zuckte zusammen, als Konrad ihre Rechte faßte und sprach, zu Tode betrübt, das Haupt schüttelnd: „Es ist zu spät!"

Konrad beugte sich über Marie und mit bebender, halb erstickter Stimme schilderte er ihr seine Gefühle.

„Was soll daraus werden?" fragte ihn forschend anblickend Marie.

Konrad, nicht tiefer über diese Frage sinnend, gab seiner Empfindung in flammenden Worten Ausdruck.

Marie hörte, ihn betrachtend, zu, und sprach dann wie Jemand, der über sich selbst richtet, auf den Tod gefaßt, auf den er sich lange vorbereitet, mit dem er sich seit längerer Zeit beschäftigt, zu Ende gelangt mit sich und der Welt:

„Wir können uns nicht mehr sehen!"

Konrad erstarrte. Er sprach kein Wort mehr und stand wie eine Statue. Endlich wankte er nach seinem Hute,

ergriff ihn und wandte sich zum Scheiden, mit der Hand „Lebewohl“ deutend. Als er an der Thüre angelangt war, stürzte ihm Marie nach, wie von Jemand Abschied nehmend, den man für immer verliert. Sie warf sich an seine Brust und weinte. Konrad wagte nicht, sie zu berühren. „Es ist ja das erste Mal, daß ich Jemand liebe!“ schluchzte Marie. Konrad drückte einen Kuß auf ihre Stirne und eilte, ohne sich bewußt zu sein, ob er denke und fühle, davon.

Konrad durchschritt mechanisch die Straßen. Er wußte nicht, was er wollte, er wußte nicht, wohin er ging. Was um ihn herum vorfiel, bemerkte er kaum. Er eilte durch die Massen der Fußgänger, ohne gewahr zu werden, daß er hie und da anstieß, daß man ihm ab und zu Achtsamkeit empfahl. Es war bereits dunkel geworden, die Straßenlaternen brannten, die Wagen jagten vorüber — zahlreicher als sonst, denn es war die Theaterstunde — das dumpfe Geräusch, welches von den Hufen der Rosse, dem Rollen der Räder, dem Gehen und Sprechen der Menschen herrührte, schlug an sein Ohr, ohne Eingang zu finden. Konrad ging und stierte vor sich hin, sah aber nichts, als in Flammenschrift die Worte vor sich hertanzen: Wir können uns nicht mehr sehen! Er hörte nichts, als dieselben Worte in der unsäglich kläglichen Betonung, mit welcher Marie dieselben hervorgebracht. Was aus ihm werden sollte, was aus Marie? — Seine Gedanken so weit vorzuwagen, vermochte er nicht. Er konnte sich von dem vernommenen Todesurtheile nicht trennen: Wir können uns nicht mehr sehen! —

Kurz vorher noch selig froh, war er jetzt zu Tode betrübt. Es war ihm, als hätte ihn eine Zauberhand

plötzlich in ein paradiesisches Eden versetzt, als wäre er unter Palmen gelegen und hätte durch ihre Fächer den schönsten Himmel der Welt erblickt — und nun hatte ihn dieselbe Hand in die eisigste Kälte, in die trostloseste, hoffnungsloseste Wüstenei geworfen. Wir können uns nicht mehr sehen! Das klang ihm so unwiderruflich wie der Tod. Er glaubte auch, seiner Liebe sei das Todesurtheil gesprochen. Der Rest der geistigen Kraft, der ihm geblieben war, richtete sich so starr auf die Worte: Wir können uns nicht mehr sehen! er grub sich wie ein Sterbender so krampfhaft fest in dieselben, daß ihm bange ward um seinen Kopf. Seine Füsse knickten öfter ein, Fieberschauer zogen seine Glieder zusammen, durchrieselten seine Beine. Er fühlte es, daß er nicht mehr lange in den Straßen herumgehen könne.

Was sollte er thun? Nach Hause gehen in die öde, todte Wohnung, die ihm so lange schon wie ein Grab vorgekommen war, und nun, nachdem er heute aus demselben auferstanden und in eine Frühlingswelt von Gefühl zu treten gehofft hatte, sollte er in die starren, unheimlichen vier Wände wieder zurückkehren? Der Schmerz, der sein Herz zerriß, war zu groß, um ihn allein zu tragen. Er konnte nicht mehr allein bleiben, er mußte eine Seele finden — suchen, wo er sie finde, — eine Seele, der er sich mittheilen konnte, einen Menschen, der dem Ermüdeten, Abgequälten, seine Last tragen helfen würde, wie der mitleidige Wanderer dem verschmachtenden Pilger beisteht, der ermüdet den Bergrücken emporkeucht. Sich mitzutheilen — das, fühlte er, sei jetzt die einzige Rettung, ein Aderlaß für seine Seele!

Aber wem sich mittheilen, ohne zum Verräther zu werden, ohne das Geheimniß preiszugeben, welches nicht allein das seine war? Antonie! rief plötzlich eine Stimme in ihm, zu Antonien! Und er eilte nach der Wohnung der jungen Sängerin.

Er fand Antonien zu Hause. „Was ist vorgefallen!“ schrie diese entsetzt, als sie Konrad bleich und verstört eintreten sah. Er drückte ihr stumm die Hand, hauchte: „Später! später!“ warf sich in das Fauteuil und versuchte mit aller Gewalt sich zu sammeln. Antonie bestürmte ihn mit Fragen und er hauchte tonlos die Worte vor sich hin: „Wir können uns nicht mehr sehen!“

„Unglückseliger!“ rief Antonie, „Sie sind bei Marie gewesen! Sie haben ihr Alles gesagt, Sie haben mich verrathen, mich preisgegeben! Was wird Marie von mir denken! Welcher Verrath an der Freundschaft! Ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen auch nicht mit einer Andeutung verrathen, daß ich Ihnen eine Mittheilung darüber gemacht, was Marie zu mir gesprochen.“

„Ich habe Marie nichts gesagt, als daß ich sie liebe.“

„Ist das nicht genug?“

„Was hätte ich denn sagen sollen?“

„Aber mußten Sie denn gleich hingehen und mit Ihrer Liebe förmlich in's Haus fallen? Wozu das Geheimniß preisgeben, wozu sprechen, wozu mich kompromittiren?“

„Ich habe Sie nicht kompromittirt. Ich habe nichts gesagt, ste hat Alles errathen.“

„Meine arme, arme Marie! Welche Pein haben Sie ihr da bereitet. Sie sind ein unglückseliger Mensch!“

Diese Worte versetzten Konrad in die größte Aufre-

gung. Er stellte sich gegen den Vorwurf, der ihn, wie er glaubte, unschuldig traf, zur Wehre, und rief: „Nun ja, machen auch Sie mir Vorwürfe! Sie haben Recht; ich bin der allein Schuldige, ich bin der Verbrecher! Ich schritt hin zu Marie, wie die arme Witwe, die ihr einziges Lamm, das sie besaß, zu dem Opferaltar schleppte, um es zu opfern. Ich legte Marie mein Herz zu Füßen, meine Liebe. Ich glaubte: es werde Gnade vor ihr finden und sie hat es von sich gestoßen. Warum war ich auch solch ein Thor, warum glaubte ich, daß dieses Herz etwas sei, werth, daß man es aufhebe, warum glaubte ich, Marie sehne sich darnach, ihre Hand daran zu legen. Und Sie machen mir den Vorwurf, Sie, die mit ihrem Worte dieses Herz in Blüte gebracht? Sie haben kein Recht dazu!"

Konrad sprach diese Worte so heftig und laut, daß Antonie, daran nicht gewöhnt, erschrack und in Weinen ausbrach.

„Das auch noch!" rief Konrad, „ich bitte Sie um Gotteswillen, hören Sie auf zu weinen. Ich habe genug der Thränen heute gesehen, genug des Schmerzes empfunden und ... genug des Schmerzes verursacht! Sie, zu der ich eilte, damit ich Trost und Beruhigung fände, gerathen nun ebenfalls außer sich. Bleiben Sie doch wenigstens ruhig und verständig, sonst gehen wir Alle zu Grunde. Halten Sie ein mit Ihrem Weinen; Sie zerreißen mir das Herz." Er umfaßte Antonie, der er sonst nie genaht war, legte die eine Hand auf ihren Mund und streichelte ihr mit der anderen die Thränen vom Auge, bis sich Antonie beruhigte.

Endlich sprang diese auf: „Was haben Sie denn eigentlich zu Marie gesagt? Wie ist denn das Alles ge-

kommen? So erzählen Sie mir doch einmal ruhig und vernünftig die ganze Geschichte, damit ich klar sehe."

Konrad erzählte, wie Alles gekommen, was er und was Marie gesprochen. „Und nun sollen wir uns nicht mehr sehen!" schloß er.

„Aber warum haben Sie denn nicht rasch widersprochen und das Gegentheil betheuert, als Marie die Vermuthung aussprach, daß ich Sie von ihren Aeußerungen in Kenntniß gesetzt? Warum waren Sie denn nicht unbefangen? Sie waren schon öfter bei Marie gewesen, Sie hätten ja dabei beharren können, daß ein Zufall Sie hinführe."

„Marie sagte mir Alles so bewußt und gerade und sah mich dabei so durchdringend an, daß ich nicht im Stande war, Komödie zu spielen, zu heucheln, mich zu verstellen. Ich kann nicht lügen! Selbst wenn mein Lebensglück auf dem Spiele stünde und eine Unwahrheit mich retten könnte, ich kann nicht lügen! Nun helfen Sie, rathen Sie. Was soll ich thun? Was glauben Sie, daß Marie im Sinne hat?"

„Ich weiß es nicht! Wenn Marie solch' ein Wort gesprochen hat, so ist es ihr fester Wille, es zu halten. — Und was werden Sie thun?"

„Gehorchen!" sagte Konrad ..... „Und nun lassen Sie mich noch einen Augenblick bei sich, damit ich wenigstens ein Wesen sehe, das Marie liebt, damit ich noch einige Zeit von Marien sprechen kann."

Jeder der nächstfolgenden Abende traf Konrad bei Antonie. Er hatte gebeten, öfter zu ihr kommen zu dürfen; denn es gewährte ihm Trost nnd Freude, ja es war das Einzige, was ihn aufrecht erhielt, sich Jemand gegenüber zu befinden, durch den er mit Marien im Zusammen-

hang stand. Antonie gewährte ihm diese Gunst halb aus Mitleid, halb aus Freude darüber, daß der sonst förmlich Unnahbare sich jetzt an sie anschließe; eine Annäherung, die, wie sie hoffte, nicht ohne Vortheil für ihre theatralische Laufbahn bleiben könne.

„Aber man wird sagen, daß ich Ihr Verehrer geworden bin!“ meinte Konrad, der diesen Einwand nicht gegen sich selbst erhoben haben würde, hätte er nicht die Antwort Antoniens, die ihre gute Laune wieder gewonnen, geahnt. Sie sagte: „Würden Sie sich schämen mich anzubeten? Verdiene ich es denn nicht? Bin ich denn nicht wirklich ein Engel? Ich tröste Sie, ich beruhige Sie, ich gewähre Ihnen den Anblick eines reizenden Geschöpfes, und vor Allem ich erhalte Sie am Leben. Ich reiche Ihnen außer dem Manna für Ihre Seele, außerdem, daß ich das geistige Papier bin, welchem Sie Ihre Fantasieen über Marie mittheilen, auch leibliche Stärkung, allabendlich eine Tasse Thee und Zuckerwerk!“

„Aber Ihr Ruf?“

„Ich bin brav — man weiß es! Und Sie sind Schriftsteller, Sie gehören ja zum Handwerk. Man weiß: daß wir Rücksichten auf Euch zu nehmen haben, und deshalb sieht man Eure Besuche ebenso wenig ernst an als — wir.“

„Ist Marie in das wir mit inbegriffen?“

„Darüber kann Ihnen nur Marie Auskunft geben!“

„Sie wissen ja: wir können uns nicht mehr sehen!“

„Nun vielleicht werdet Ihr Euch doch wieder sehen!“

„Gewiß nicht, Marie, hat es ja bestimmt gesagt! — Und Marie, wenn sie erfährt, daß ich alle Abende bei Ihnen zubringe?“

„Wird natürlich furchtbar eifersüchtig werden und

— Sie nicht mehr sehen wollen! O über Euch Männer! Wie macht Euch doch die Liebe zu Kindern. Sie sind ja unschuldig geworden wie ein neugeborenes Wesen — das übrigens schon die Eitelkeit in ziemlich entwickeltem Grade zur Schau trägt. Ich bin Ihre einzige Stütze und doch fürchten Sie, Marie könne eifersüchtig werden — als ob man je daran denken könnte, daß Sie mir gefallen! Ich werde, wenn Sie es aber durchaus wollen, Marie um Erlaubniß bitten, Sie bei mir sehen zu dürfen!"

„Ach, wenn Sie mit Marie sprechen, erforschen könnten, wie sie über den Vorfall denkt!"

„Nein, nein! Ich werde mich hüthen, jetzt Marie zu besuchen! Sie würde mich wie eine Verrätherin behandeln!"

„Wecken Sie denn die Hoffnung nur in mir, um dieselbe sogleich wieder zu zerstören?"

„Sind Sie denn gar nicht mehr im Stande ein launiges Wort aufzufassen?"

„Ich bin komplet unfähig, aus meinem Gedankenkreise herauszutreten. Ich denke nur an Marie und an das was aus ihr werden soll. Ich bin so ernst, daß ich jedes Wort welches man zu mir spricht, ernst nehme und Alles für wahr, unwiderruflich halte, was man mir sagt!"

Konrad versank in Nachdenken. Antonie ließ ihn gewähren. Endlich als ihr sein Schweigen lange genug gedauert zu haben schien, sprach sie: „Darf ich Sie aus Ihrem Traume rütteln? Haben Sie noch nicht lange genug geschlafen? Soll ich Ihnen etwas erzählen?"

„Ach ja! Erzählen Sie, erzählen Sie von Marie!"

„Mit Vergnügen, was könnte Sie denn auch sonst interessiren! Ich will Ihnen eine kleine Episode aus der

wunderbaren Geschichte unserer großen Reise von B. nach Wien mittheilen. Sie wissen Marie und ich sind Freundinnen von Jugend an. Bevor wir den glänzenden Ruf nach Wien erhielten, lagen wir in B. im Engagement. Unsere Mütter waren verhindert, zugleich mit uns die Reise anzutreten, und so machten wir uns denn, zwei schwache, hilflose Wesen mit wenig Muth und noch weniger Geld auf den Weg. Jeder Gulden war uns knapp zugemessen; es reichte eben zur Reise, wir durften nicht den kleinsten Seitensprung machen. Wir rechneten sehr viel und gaben sehr wenig aus. In Dresden ruhten wir einen Tag. Unsere Mittel erlaubten es uns die Galerie zu sehen. Wir freuten uns kindisch, wozu uns unser Alter volle Berechtigung gab, auf die Bilder. Wir hatten die Gemäldesammlung schon früher einmal bewundert und waren oft darüber in Streit gerathen, welche Madonna schöner sei, die brünette, italienische Mutter Gottes von Rafael oder die blonde, deutsche Madonna von Holbein. Ich schwärmte für Rafael, Marie für Holbein. Allein uns war in Folge großer Sparsamkeit, wie wir gewahrten, nicht nur das Nothwendige erlaubt, sondern auch das Ueberflüssige gestattet. Wir hatten ausgetüpfelt, daß uns ein Ueberschuß von einigen Silbergroschen erfreue, und wie wäre der besser zu verwenden gewesen, als dadurch: daß wir die großen Genien der Kunst durch würdig vornehmes Erscheinen vor ihrem Tempel ehrten. Wir wollten also eine Droschke nehmen und bis zum Museum fahren. Stolz schritten wir die Treppe des Hotels hinab. Der Portier fragte uns, ob wir Etwas wünschten. „Eine Droschke", wurde geantwortet. Der Portier eilte zum Thore, stellte sich breit vor dasselbe und pfiff. Die Droschke erschien, wir setzten uns gravitätisch hinein und

fuhren zum Museum. Vornehm und erhaben stiegen wir aus dem Wagen und ich reichte, wie eine Königin, die Silbergroschen dem Kutscher. „Ich bitte, ich erhalte noch zwei Silbergroschen über die Taxe", sagte der Mann. — „Wofür denn?" — „Für den Pfiff!" — „Für welchen Pfiff?" — Ich sah Marie, Marie sah mich verwundert, erstaunt, erschreckt und betrübt an. „Nun," meinte der Droschkenpferdelenker, „wenn ich durch einen Pfiff vor das Hotel beschieden werde, so erhalte ich zwei Silbergroschen für den Pfiff und der Portier erhält ebenfalls zwei Silbergroschen für den Pfiff." Wir zahlten tief betrübt über Gegenwart und Zukunft; dann sahen wir uns an und lachten wie toll! Wir mußten am folgenden Tage eine Mahlzeit ausfallen lassen. „Denken Sie nur, vier Silbergroschen für einen Pfiff, ist das nicht . . . ." Antonie, die den Schluß unter Lachen vorgebracht und dabei in ihr Schwingen auf dem Sofa gerathen war, lachte nun so toll, daß sie schrie, förmlich schluchzte, immer wieder „ein Pfiff für vier Silbergroschen!" sagen wollte, aber kaum „ein Pfiff" hervorbrachte, weil das Lachen ihr das Wort im Munde zersprengte.

Auch Konrad lächelte, die gute Laune Antoniens, ihr schallendes Lachen wirkten unwiderstehlich. Und scheint nur erst ein Sonnenstrahl, so blaut gar bald der ganze Himmel. In den ersten Tagen wagte er nicht an der ihn fesselnden Kette der Worte: „Wir können uns nicht mehr sehen!" zu rütteln. Er schleppte sie mit sich, wie ein zu Kerker auf Lebensdauer Verurtheilter. Er fügte sich willenlos und fand nur Trost in Antoniens Umgang und darin: daß er des Nachts nach Hause zurückgekehrt, seine Gefühle und Gedanken niederschrieb, überschwänglich und verwirrt im Ausdrucke und Gedankenzuge, eine Mi-

schung von Dithyrambe und Elegie in Vers und Prosa. Er schrieb die Blätter für Marie, ohne zu wissen, ob sie dieselben je zu Gesichte bekommen werde. Als aber Antonie seinen Ernst gebrochen, als das erste Lächeln um seine Lippen zuckte, da sah er auch minder verzweiflungsvoll seine Lage an. Fest entschlossen, das Urtheil zu tragen und sich selbst aller Kasteiung überweisend, hatte er Anfangs sich dazu entschieden, jede Gelegenheit zu vermeiden, um Marie, wenn auch nur aus der Entfernung, zu sehen. Später ging er, wenn Marie sang, in das Theater und verbarg sich in dem entlegensten Winkel, wo ihn Niemand entdecken konnte. Konnte er sie nur einen Augenblick, sich rasch vorbeugend und ebenso rasch wieder zurückziehend, sehen, nur ihre Stimme hören, so milderte dies sein Weh. Er bebte, fliegende Hitze auf den Wangen, wie ein Jüngling, wenn er sich nach dem Theater begab; er konnte es nicht erwarten, bis Marie auftrat und wenn sie erschien, so stand sein Herz still, um dann überhastig zu pochen. Wieder einige Tage später, eilte er, nachdem das Theater zu Ende, in die Straße, wo Marie wohnte, um das Licht in ihrer Wohnung zu sehen, das die Umrisse der Blumen an den Fenstern erscheinen ließ. An einem der nächsten Abende tauchte die Hoffnung auf: Vielleicht sehe ich ihre Gestalt einmal am Fenster und er unterdrückte nur mit Mühe den Aufschrei, als sie einmal wirklich hinter den Blumen sichtbar wurde, um gleich wieder zu verschwinden. Eins und untheilbar ist die Seele; bricht man die Trübung, in die sie gerathen, an welchem Punkte immer, so tritt die Klärung des Geistes überhaupt ein. Wenn man nur einen Punkt findet, den man fassen, auf den man wirken kann. Einmal durch Antonie momentan erheitert, brach Konrad seinen Vorsatz, er sah Marie,

die Liebe trat wieder in ihr Recht, der Wunsch erwachte und löste der Hoffnung die angeschlossenen Flügel. Einmal entfesselt, trugen sie Konrad höher und weiter, die Sehnsucht entbrannte und sie wurde schließlich so mächtig, daß sie ihn unwiderstehlich zu Marien zog. Ich kann nicht mehr, es wäre mein Tod! rief Konrad und eilte zu Marien.

Konrad trat bei Marie ein, auf Alles gefaßt. Diese aber kam ihm anscheinend ruhig entgegen.

„Halten Sie so Ihr Wort?“ sprach das Mädchen.

„Ich habe es nicht ausgehalten. Es wäre mein Tod gewesen. Ich konnte nicht mehr!“

Konrad und Marie sahen einander in das Auge. Ein Strom von Liebe ging von Beiden aus. Das Glück des Beisammenseins übte seinen Zauber, warf seine Anker aus, bewerkstelligte ihre Vereinigung und vernichtete die letzten Einwendungen in Marien. Beide sahen es einander an, was sie während der letzten Tage gelitten. Wenn auch Marie es nicht aussprach, wenn es auch Konrad nicht bleibend klar wurde, so zog es doch einen Augenblick als Ahnung durch seine Seele, daß er durch sein Kommen den Wunsch Mariens erfüllt, daß auch sie gekämpft wie er, sich gegen ihren Entschluß empört und nun freudig erregt darüber war, daß Konrad erschienen, den Bann gebrochen, sie förmlich gezwungen, ihren Vorsatz aufzugeben; war es ihr doch unmöglich gewesen, einen Schritt in dieser Richtung zu thun. Sie vergaß in diesem Augenblicke auf all' die Vernunftgründe, zu denen sie nach einem drei Jahre dauernden Kampfe gekommen, und die sich so in ihr fixirt hatten, daß sie dieselben Konrad, bei der letzten Begegnung, wie Dolche entgegen gehalten; jetzt übte die Liebe ihre Rechte, indem sie mit ihrem Zauber

das jungfräuliche Mädchen umwob, mit ihrer Umarmung selbst das Lallen des Denkens in ihm erstickte. Ehe Marie noch wußte, daß Konrad sie liebe, ehe sie ihn bei sich sah, bekämpfte sie ihre Liebe mit allen Waffen, welche ihr scharfer Verstand ihr in Ueberfülle reichte, raisonnirte sie sich ihre Neigung mit Allem, was dagegen sprach, hinweg; jetzt, wo das Ungeahnte, in ihren Augen Unbegreifliche und fast Wunderbare eintrat, wo sie Konrads Neigung besaß, jetzt übte die Liebe allein ihr Recht, und um so mehr, als Marie immer noch für diese Liebe fürchtete, als sie noch immer nicht fest daran glaubte, als sie noch einigermaßen annahm: nur das Mitleid mit ihren Leiden habe Konrad zu ihr geführt.

Das Glück Beider war zu groß, die Gedanken schwirrten so rasch durch ihre Seele, Gefühle und Ergebnisse vor Jahren hielten so rapid ihren Kreistanz in ihnen, daß sie nur wenig mit einander sprachen und von allem Anderen, als von ihrer Liebe. Sie sahen sich, Eines befand sich in der Nähe des Andern, das war für Beide des Glückes genug, hinreichender Grund um sich alle Augenblicke zu fragen: ist es denn möglich, ist es denn wahr, ist es kein Traum?

Marie fuhr, indem sie im Laufe des Gespräches an dem offenen Klavier vorüberging, mit der Hand über die Tasten. Konrad bat sie, fast ohne zu denken was er sagte, sie möge ein Lied singen. Marie lehnte es bittend ab. Konrad begriff — und indem er es gut machen wollte, sagte er gleichfalls ohne Ueberlegung sich in den nächsten Gedanken werfend: „Nun, so werde ich singen!“ Er schritt zum Notenpulte. Das erste Lied das ihm in die Hand kam war das Schumann-Heine'sche: „Ich grolle nicht!“

„Wollen Sie mich begleiten?“ fragte Konrad.

„Ja."

Marie sah die Noten, dann Konrad an und schüttelte das Haupt.

Konrad recitirte mehr, als er sang; aber er sprach es mit Ausdruck, das Lied:

„Ich grolle nicht, und wenn das Herz mir bricht,
Ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht! . . ."

Mitten im Liede stand Marie auf, eine Thräne im Auge.

„Was bewegt Sie?" fragte Konrad.

„Ich habe Jahre lang das Lied gesungen und an Sie dabei gedacht!"

„Und ich", sprach Konrad, „sang stets das Lied, als ich Sie für mich verloren hielt!"

„Wunderbar!" hauchte Marie.

Beide waren bewegt. Konrad sagte vor dem Gehen: „Darf ich wiederkommen?"

„Ja."

„Oefter?"

„Nicht zu oft! Einmal in jeder Woche!"

„Nicht zweimal?"

„Nur einmal!"

„Gut denn, heute über acht Tage."

Konrad eilte zu Antonie.

„Was ist Ihnen denn für Heil widerfahren? Sie glänzen ja, wie ein verborgen gewesener, eben erst gehobener Schatz, den die Sonne bescheint."

„Ich komme von Marie!"

„Sie waren bei Marie? Und . . . ?"

„Sie hat mich geduldet."

„Und da muß ich Ihren Leidenskelch bis auf den

Grund leeren helfen, die ganze ewige Verdammniß, die acht Tage gedauert hat, mitleiden?"

„Ich dachte Sie würden sich freuen und nun weisen Sie ein Antlitz als ob das Unglück bei Ihnen vorgesprochen hätte!"

„Warum soll ich mich denn freuen? O Ihr habt die Rechnung ohne die kleine Wirthin gemacht, ohne mich! Das geht nicht so! Hat Marie mich um Erlaubniß gefragt, habe ich ihr erlaubt Sie zu lieben? Wir gaben uns in B. das Wort, daß Keine von uns ohne die Andere lieben darf!" sprach Antonie schmollend, und man konnte nicht genau wissen, ob dem Scherze nicht doch ein klein wenig Ernst zu Grunde liege.

„Nun was hindert Sie denn zu lieben?"

„Mich? Lieben, lieben! Lieben ist bald gesagt. Ich will lieben, wenn ich weiß daß der Mann mich heiratet, den ich lieben soll. Und dann muß es eine gute Parthie sein, wenn ich das Theater verlasse; wir sind ja jetzt die gesuchtesten aller Damen!"

„Ihnen danke ich mein Glück, sprach Konrad, ich bin dankbar, ich werde Ihnen ein Mann verschaffen — eine gute Parthie. Schöner hat noch kein König für ein Wort belohnt, als ich Sie belohnen werde."

Antonie wollte vor Lachen vergehen und Konrad lachte mit.

Konrad durfte Marie nur selten sehen; zuerst einmal, dann zweimal in der Woche. Er fügte sich diesem Verlangen, als es ausgesprochen wurde willig wie ein Kind, und er gehorchte, als es ihm Leiden bereitete, fast unerträglich war. Doch er begriff, daß seine Besuche bei Marie ein Geheimniß bleiben mußten, sollte der makellose Ruf des Mädchens in seiner Reinheit

erhalten werden, und er kam auch deshalb nur zu einer Stunde, wo er sicher war Niemand zu treffen, zur Zeit des Speisens. Marien's Mutter, die keine Ahnung von dem hatte, was vorgefallen, war erfreut über Konrad's Besuche, der Kritiker konnte ja der Sängerin nützen; sie staunte jedoch über die Genügsamkeit des Mannes, der nicht nur an ihrem bescheidenen Mahle theilnehmen mochte, sondern so glücklich dabei aussah und es einmal auch aussprach: „daß es ihm nirgendwo so gut schmecke." Das konnte, das mochte sie nicht glauben, und sie sagte zu Marie: „wir müssen auf unserer Huth sein, das ist nicht möglich, der Mann ist falsch wie Alle!" Wer nie die Seligkeit kannte, mit der Geliebten einen Bissen zu theilen oder es vergessen, begreift es freilich nicht, daß die Liebe die Zauberkraft besitzt, schlechten in guten Wein zu verwandeln, daß sie prosaischen Vorfällen Poesie verleiht, ja dieselben zu den eigentlich poetischesten Momenten gestaltet. Nicht Waldesduft und Mondschein bezaubern so den Mann in reiferem Alter, als Szenen des alltäglichen Lebens, in denen er die Geliebte emsig und sorglich walten sieht. Es überkommt ihn da die Ahnung des Glückes häuslichen Lebens, es überkommt ihn die Sehnsucht nach dem Besitze des Weibes. Es ist dem Liebenden zwar nur die geringe Sorge gestattet, aufmerksam für der Geliebten kleine Bedürfnisse zu sein, ihr das Glas zu füllen, oder den Brodkorb zu reichen, aber seine Seele erfüllt dabei größere Wonne, als wenn er für sie die schönste Blume bricht am reizendsten Bergabhange.

Niemand schwindet die Zeit so rasch dahin, als Liebenden, die sich einander gegenüber befinden. So bekannt diese Wahrheit ist, so sehr erstaunt doch Jeder darüber, wenn ihn der Segen der Liebe beglückt, und der

am allermeisten, welcher am ehesten geneigt ist, beim Aussprechen längst bewährter Wahrheiten die Achsel zu zucken. Hätte Konrad die alte Wahrheit früher irgendwo gelesen, so würde er in seiner ungeduldig raschen Art ausgerufen haben: „wie kann man so Etwas schreiben!" Jetzt aber rief er: „es ist nicht möglich!" wenn Marie nach der Uhr wies, die anzeigte, daß die Zeit des Scheidens gekommen war, die Zeit vorüber war, wo sie sicher sein konnte, keine Besuche zu empfangen. Er bat und flehte nur noch um fünf Minuten, um eine Minute; zögerte, den Hut in der Hand; noch einmal sie, nur noch eine Falte ihres Kleides wollte er sehen! Er lebte nur von dem Gedanken an Marie, an den Tagen, die er nicht lebte wie er meinte, an den Tagen wo er sie nicht sah; er freute sich wie ein Kind des Abends zuvor, wenn er sie sehen sollte, und wenn er sich dann zur Ruhe begab, so hielt er diesen Gedanken fest und wiegte ihn hin und her, wie eine Mutter ihren Sprößling. Er erwachte mit diesem Gedanken und schritt an den Tagen des Wiedersehens einher wie ein König. Sein Herz pochte, wenn er den geliebten Weg zu Marien dahinraste; sprachlos trat er ein, und wenn er von ihr ging, da schritt er langsam davon, auf jedem Schritt noch sich umblickend, festhaltend ihr Bild, den Klang der Stimme, den Zauber des Blickes, den Duft des Athems, die Atmosfäre ihrer Umgebung. Den Rest des Tages über verklärte ihn die untergehende Sonne des Glückes und er überdachte hundertmal jedes Wort, das sie gesprochen.

Marie war schweigsam und verschlossen. Gleichwie sie Jahre lang ihre Neigung zu Konrad sorgsam bewahrt, so entrang sich auch jetzt noch nur mühsam, Stück für Stück, ein kleiner Theil des Geständnisses nach dem an-

dern ihrem Herzen. Konrad kam sich vor, wie ein Fischer, der in der Tiefe des Meeres vom Felsen eine Perlenmuschel nach der andern ablösen muß. Als er aber die einzelnen Perlen aneinandergereiht hatte, da dünkte er sich der glücklichste Besitzer des seltensten Schatzes. Jahrelang von einem reinen Weibe, von einem vornehmen Geiste geliebt zu werden, ohne es zu ahnen, ohne etwas gethan zu haben, um es zu verdienen, geliebt zu werden von einem Mädchen, das er vielmehr mannigfach verletzt, das nie die Hoffnung gefaßt, ihn je zu besitzen, das nie geahnt, daß er es liebe, ja das mit tiefem Weh erfahren, er habe einer Andern gehuldigt; so treu und nur um seiner selbstwillen geliebt zu werden, das erweckte in ihm ein Gefühl des Stolzes, wie er es nie empfunden. Und das Mädchen, das so lieben könne nur der Liebe wegen — welch ein Schatz hatte sich ihm da erschlossen!

Konrad verehrte Marie wie einen Engel. Er lauschte den Worten ihres Mundes wie einer Offenbarung. Thränen traten in sein Auge, wenn er neben ihr saß und sie ihm gesenkten Hauptes, mit leiser Stimme, die Mittheilung förmlich aus dem tiefstem Grunde ihres Herzens heraufholend, erzählte: wie sie ihn geliebt, und leise andeutete, was sie gelitten.

Marie hatte sich für Konrad von dem ersten Augenblicke an, als sie ihn gesehen, interessirt, von jenem Momente an, wo sie mit Antonie nach Wien kommend, „eines schönen Tages", wie sich Konrad, Regenauer gegenüber ausgedrückt hatte, „der Zufall wie zwei Rosen ihnen zuführte, förmlich wie ein günstiger Wind Blumen durch das Fenster bringt".

Konrad erzählte ihr nun, wie Regenauer und er nach den Besuchen der Mädchen gesagt: „Die könnte mir

gefallen!“ und wie er dann in das Theater gegangen, um sie zu sehen. Marie antwortete darauf nur mit ihrem Lieblingslaute „hm“, den die sich leicht assimilirende Natur Konrad's sich auch glücklich bald zu eigen machte.

„Auch ich,“ erzählte Marie, „sah stets, wenn ich in das Theater eintrat, ob Sie zugegen wären. Ihre stolze, abstoßende Art und Weise war es gerade, die mich anzog, und je weniger ich glaubte, daß Sie sich Mühe geben, mich zu bemerken, desto unbefangener und furchtloser überließ ich mich meiner Empfindung — dachte ich doch, Sie würden sie nie bemerken, nie davon hören, hielt ich doch jede Gefahr für unmöglich. Sie waren mein Ideal, ich schwärmte für Sie, wie für ein Bild — lachen Sie nicht, man hatte mir gesagt, jede Künstlerin müsse ein Ideal haben!“

„Haben Sie denn nicht bemerkt, daß ich einmal, als Sie das Theater verließen, Sie erwartete und Ihnen lange nachsah, als Sie scheu wie ein Reh davoneilten?“

„Ich habe es bemerkt und mir gedacht: wenn er mich nur anspräche! Ich war ein Kind!“

„Nun, und als Sie kein Kind mehr waren, wann fühlten Sie denn zuerst, daß Sie mich . . .“ Konrad zauderte, das Wort auszusprechen und schloß leise . . . „lieben!“

„Bei Gelegenheit einer Liedertafel. Ich saß auf einer Estrade, an dem Tische, der für die Mitwirkenden reservirt war. Ich hatte Sie lange nicht gesehen, endlich erblickte ich Sie. Sie schritten auf mich zu und reichten mir die Hand. Ich glaubte, ich würde bewußtlos. Aus Ihrer Hand strömte bis in mein Herz und in alle Glieder ein ungekanntes Gefühl. Ich konnte kaum sprechen, ich war zu Tode erschrocken und doch glücklich, daß Sie

meine Hand festhielten. Da sah ich Sie an, aus Ihren Augen strömte mein Glück. Ich war so sehr körperlich und geistig ergriffen, daß ich bald den Saal verließ. — Und dann beim Schillerfeste, als Sie mir zutranken: „Auf unsere Verlobung!" da hielt ich Ihre Worte für Ernst und dachte, Sie würden am nächsten Tage kommen und meine Hand fordern. Damals hätte ich sie nicht ausgeschlagen!"

„Und nun?"

„Habe ich Ihnen denn nicht gesagt, es sei zu spät?" sagte Marie lächelnd; und doch war das Lächeln dem Ernste nur angeflogen, so daß Konrad erschrack. Er hatte bisher mit Marie nie darüber gesprochen, wohin ihre Liebe führen werde, er dachte nicht, er liebte nur. „Marie!" rief er . . .

Marie war aufgestanden und hatte ein klein zusammengefaltetes Papier aus ihrem Schreibtische hervorgeholt. Sie öffnete es und zeigte Konrad einen kleinen trockenen Veilchenstrauß. Die Blumen waren gelb. „Erinnern Sie sich noch, daß Sie mir damals diese Veilchen gegeben!"

Konrad erinnerte sich nicht daran. Aber diese Pflege der Neigung entzückte ihn so sehr, daß er das erschreckende Wort, welches er kurz vorher vernommen, völlig vergaß und entzückt Marie anblickte.

„Welche Leiden haben Sie mir bereitet! — Camilla!" sprach Marie.

Konrad schilderte die Natur des Verhältnisses zu Camilla und betheuerte, Camilla nie geliebt zu haben; das fühle er jetzt, wo er wisse, was Liebe sei.

„Aber täglich erzählte man hier in Gegenwart meiner Mutter so Mancherlei über Sie und Camilla. Ich

habe gegen meine Neigung damals gekämpft und gerungen."

„Sie schildern Ihre Leiden! Wissen Sie wie weh Sie mir gethan, als Sie einmal bei unserem zufälligen Zusammentreffen des Abends mir die Worte zuriefen: „Wo haben Sie mir denn da aufgepaßt?" Was hatte Sie denn dazu bewogen?"

Marie erröthete tief und sprach: „Schonen Sie mich! Sie wissen es ja — ich wußte nicht was ich that. Vergeben Sie mir doch endlich die unglücklichen Worte!"

Konrad's liebendes Auge sah nur Blumen, den Boden sah er nicht, den sie bedeckten. Er war berauscht vom Dufte, und von Marie eilte er stets zu Antonie, um dort in der Erinnerung zu schwelgen. Die schalkhafte Antonie erzählte eines Abends: „Ich war heute nach Tische bei Marie. Sie schläft im Lehnstuhl, hieß es. Ich, auf den Fußspitzen, öffne die Thüre, sehe Marie und — höre Marie. Sie schläft so selig und — schnarcht."

„Der Engel schnarcht!" rief Konrad.

Antonie bekam über dieses Wort einen förmlichen Lachkrampf, und noch lange nachher neckte sie den in das Lachen einstimmenden Konrad mit seinem Erstaunen darüber: daß der Engel schnarche!

Je näher Konrad Marie kennen lernte, desto fester wurde in ihm die Ansicht, daß die Geliebte ein Engel sei. Ihm gegenüber wenigstens sei sie es und er allein kenne ihr innerstes Wesen. Gegen Fremde, sagte er zu sich, ist sie zurückhaltend, förmlich und wenn auch in ihrem ganzen Sichgeben überaus artig, immer gleich freundlich, so ist sie doch karg mit irgendwie aufmunternden Worten in ihrer Rede, und hält durch die würdevolle Haltung und

den förmlich in eine gewisse Entfernung stellenden Blick des Auges, der wie ein starker unverrückbarer Faden zwischen ihr und dem mit ihr Verkehrenden gespannt ist, Alles von sich. So ist sie auch gegen Antonie, so oft selbst gegen ihre Mutter. Mir aber zeigt sie ihr wahres Gesicht, ich sehe in ihr Herz!

Manchmal tauchte zwar in Konrad der Gedanke auf, daß eine solche Selbstbeherrschung bei einem jungen Mädchen nicht ohne Opfer an Gefühl erworben sein könne, allein dieser Gedanke schwand sogleich; gab sich Marie doch ihm gegenüber ohne jene Künstlichkeit, die er an ihr Andern gegenüber beobachtete. Einmal hatte er es nicht vermeiden wollen, zugegen zu sein, als sie einen Besuch empfing. Ein Herr wurde angemeldet und Marie, die sonst Niemand annahm, wenn Konrad bei ihr war, meinte: „Der Herr sei schon dreimal da gewesen, ohne sie zu sprechen, sie könne ihn nicht abweisen.“ Konrad sagte: er wolle zugegen sein.

Marie war mit dem Herrn freundlich, heiterer als je mit Konrad, sie war geistreich und spitz in der Rede, übertrieb sogar etwas die kleinen Elogen, welche sie dem Besucher machte: aber der Ton ihrer Stimme war trocken, die Haltung ihres Körpers so gespannt aufrecht, als wie jene des Jägers, der anlegen will, und der Blick des Auges hatte die Kühle des feuchten Mondes und nicht die belebende Wärme der Sonne.

Wie anders spricht sie mit mir, dachte Konrad, wie einfach, wie warm ist sie, wie hat sie da das Herz im Auge und im Worte; ja selbst ihr Körper ist natürlich weich, fast zusammengesunken, als hätte sie die Klammern aus dem Gebilde entfernt, das sie künstlich aus sich konstruirt, Fremden gegenüber.

Als der Besuchende sich entfernte, war Marie wie mit einem Zauberschlage ein anderes Wesen. Sie knickte wie gebrochen zusammen; schüttelte förmlich, Unwillen um den Mund, Lächeln und Haltung von sich ab; sprach ernst, fast zürnend: „Welche Qual bereiten doch solche Besuche!“ ruhte einige Sekunden in sich aus, schlug dann das Auge fast feucht auf, richtete den Blick nach Konrad, reichte Letzterem die Hand und sprach: „Wie schade um diese Viertelstunde! Auch diese muß man Ihnen noch rauben!“

Konrad, welchen der Besuch mißmuthig gemacht hatte, antwortete: „Aber, warum müssen Sie denn diese Leute empfangen? Wer nöthigt Sie denn dazu?“

„Lieber Freund, gehört man denn beim Theater sich selbst? Ist man denn nicht genöthigt mit der ganzen Welt freundlich zu sein?“

„Aber wozu die Qual der künstlichen Haltung, wozu diese gezwungene Freundlichkeit?“

„Soll ich mich Jedem zeigen, wie ich bin? Mein besseres Ich wegwerfen? An mich hat man kein Recht, mich selbst sucht man auch nicht! Mein eigenstes Ich behalte ich für mich!“

„Und mir geben Sie es nicht?“ fragte Konrad.

Marie sah ihn herzlich an, gab es ihm mit ihrem Blicke, reichte es ihm mit ihrer Hand. „Warum bestanden Sie auch darauf, zugegen zu sein, als der Herr sich anmelden ließ?“

„Ich war etwas eifersüchtig!“ sprach lächelnd Konrad.

„Sind Sie wirklich eifersüchtig, könnten Sie es sein?“

„Nein! Ich glaube Ihnen!“

„Bedenken Sie wohl, das Theaterleben bringt hundert

Erscheinungen, die ein zur Eifersucht geneigtes Herz mit Weh erfüllen müssen!"

„Ich vertraue Ihnen! Mein Glaube an Sie ist unerschütterlich! Nur seien Sie stets wahr gegen mich. Täuschen Sie mich mit keinem Worte, selbst nicht im Scherze! Weil ich Ihnen so grenzenlos vertraue, würde die geringste Täuschung meinen ganzen Glauben umwerfen. Ein verschobener Zug in dem Engelsbilde, das man sich vor die Seele gezaubert, und es ist vernichtet. Ich bin nicht eifersüchtig, so lange ich unbedingt vertraue. Wohlan denn ich will die Künstlerin in Ihnen ganz aus den Augen lassen. Ich will hier Niemand mehr sehen außer Ihnen und will auch das Theater nicht mehr besuchen, wenn Sie singen."

Marie sah Konrad prüfend an, beim Erwähnen des Theaters hatte sie sich etwas aufgerichtet. Sie sprach langsam: „Und ich hatte mich recht sehr darauf gefreut, daß wir hie und da eine Rolle besprechen!"

„Das kann nicht sein; einmal mit unserer Liebe hineingestürzt in diese Atmosphäre und der Hermelin ist nicht mehr fleckenrein. Hängen Sie denn wirklich so sehr am Theater?"

„Mit voller Seele!" sagte Marie. „Es ist mein einziges Ziel: eine große Künstlerin zu werden! Ich habe ja von Kindheit an nach demselben zu blicken gelernt. Wie hätte ich auch sonst Alles ertragen, was ich gelitten! Nur als Künstlerin kann ich die Freiheit über mich bewahren, und daß ich sie bewahren werde, habe ich meiner Mutter gelobt!"

„Nun, vielleicht ändern Sie doch Ihren Sinn!" sprach Konrad innerlich momentan angefröstelt. Aber als ihn Marie, begütigend, weil ihr Herz mit ihm Mitleid

fühlte, anblickte, da nahm er diesen Blick für einen Hoffnungsstrahl und die Liebe sieht ja in dem Faden eines Spinnengewebes, den sie mit zartem Finger faßt, ein starkes Tau, an dem sie sich festhalten zu können meint. Leidenschaftliche Liebe besitzt auch nicht die Kraft, energisch einen erfaßten Gedanken bis in seine Konsequenzen zu verfolgen; ein warmer Hauch verscheucht die Kühle der Verstandesarbeit, wie er alle Wolken von der Stirne wegfegt. So heiterte sich auch Konrad's Sinn auf und überspringend zu einer Aeußerlichkeit fragte er Marie: „Wie gewannen Sie aber diese Kraft der Selbstbeherrschung, die Sie Fremden gegenüber besitzen?"

Marie erzählte ihm nun die Geschichte ihrer Jugend. Wie ihre Mutter grenzenlos getäuscht worden sei; wie sie als Kind die Treulosigkeit an ihrem eigenen Vater kennen gelernt habe, wie ihre Mutter nur für sie gelebt, für sie gearbeitet, entbehrt, gerungen und gelitten; wie die Mutter sie gepflegt, als sie einige Zeit lang blind gewesen, wie sie Schweigen gelernt dadurch: daß sie das Geheimniß des Betragens ihres Vaters in ihrer jungen Brust bewahren mußte; wie die Mutter ihr die Welt dargestellt, wie diese wirklich sei und ihr gezeigt: daß es nur eine echte Liebe gebe, jene der Mutter zu ihrem Kinde. Nie werde sie vergessen, was ihre Mutter für sie gethan und nöthigenfalls werde sie sich für die Mutter opfern, wie diese sich für sie geopfert!"

„Und haben Sie nie das Geheimniß gelichtet, wenn man Sie nach der Geschichte Ihrer Jugend gefragt?" meinte Konrad.

„Nie!"

„Und was haben Sie in solchen Fällen geantwortet?"

„Ich habe ausweichend geantwortet!“

„Und Ihrer Freundin, Antonie?“

„Habe ich — etwas Anderes erzählt! Wer hat denn ein Recht auf unser eigenstes Ich? Gibt es denn aufopfernde Freundschaft?“

„Und die meine?“

„Ist Liebe! Liebe ist immer etwas egoistisch, und Liebe schwindet!“

Das sprach Marie mit ihrem Lächeln, welches Konrad jedes Wölkchen purpurfarben angehaucht erscheinen ließ. Dennoch sagte er: „Marie, Marie, dieses Mißtrauen ist entsetzlich. Ihr körperliches Auge ward geheilt in Ihrer Jugend, aber Ihr geistiges Auge ist umflort geblieben. Ihre arme Mutter hat nicht wohlgethan, so viele Zweifel in Ihr junges Herz zu säen! Meine Liebe . . .!“

„Wir wollen sehen,“ schloß Marie lächelnd.

Konrad hielt sein Wort. Er wies jeden Anlaß von sich, der es ihm direkt in das Gedächtniß rief, daß Marie eine Künstlerin sei. Er sah sie nur in Ihrer Wohnung und wenn die Sehnsucht in den Tagen, wo er sie nicht sprechen durfte, zu stark wurde, da eilte er, nach Schluß des Theaters, vor das Haus, wo sie wohnte, und wenn sie am Fenster hinter den Blumen erschien, zuckte sein Herz freudig auf, und überglücklich schritt er dann nach Hause. Sprach er Marie wieder, so erzählte er ihr, daß er sie gesehen, und sie meinte: „Wunderbar! Ich habe es an dem Abende geahnt, daß Sie unten sind und bin deshalb an das Fenster getreten.“

„Liebe Freundin, Sie sind — mein einziger Freund,“ sprach Konrad, der sich täglich des Abends zu Antonien begab, einmal, als dieser die Rolle des „Busens, in den

er sein Glück schütte," wie sie sich ausdrückte, anfing, unangenehm zu werden. „Sie schweben", fuhr Antonie fort, „wie die Biene über ein Blumenfeld, saugen die Süßigkeit ein und kommen dann zu mir hergeflattert, um die Zellen mit dem Honigseim zu füllen! Ich würde gerne das Bild fortsetzen und sagen, daß Sie auch den Blüthenstaub an den Füßen mitbringen — wenn es nicht Winter wäre und Sie sich nicht gar so sehr der Reinlichkeit befleißen möchten! Sie geben mir nicht einmal Gelegenheit mich zu rächen und — grob zu sein in der Blume! Ist das nicht häßlich? Sie haben den Honig und den Stachel dazu!"

„Wenn ich Ihnen den Honig heim bringe!"

„Den Honig eines Gemäldes! Kann ich vom Sehen sattwerden? Soll ich mich ewig an ihrem süßen Entzücken delektiren? Sie glauben, ich müsse mich von dem Bilde täuschen lassen wie der Spatz von der gemalten Kirsche? Was habe ich von Ihrem Glücke? Ich leide ja wahre Tantalusqualen! O, wenn ich nur den Mohren in der „Zauberflöte" singen könnte! Da würden Sie etwas von richtiger Auffassung erleben!"

„Was soll ich aber thun?"

„Haben Sie denn nicht selbst mir den Vorschlag gemacht?"

„Welchen Vorschlag? Ich erinnere mich nicht!"

„Daß man sein Wort nicht hält, soll vorgekommen sein, daß man sich aber nicht einmal erinnert, es gegeben zu haben, ist minder alltäglich! Erinnern Sie sich denn nicht, daß es zwischen Marie und mir eine abgemachte, feierlich gelobte Sache ist, es dürfe sich keine allein verlieben? Sie fügten sich und versprachen mir einen Mann!"

„Wollen Sie wirklich heirathen, der Bühne entsagen? Sprechen Sie ernsthaft, legen Sie die Schnurren in Ihr Album und zeigen Sie mir Ihr wirkliches Gesicht!"

„Es ist mir voller Ernst mit dem, was ich sage. Ihr Glück hat mich nachdenken gemacht, ich sah eine erschreckende Leere in meinem Herzen, ich sah ein freudeloses Leben vor mir und eine dunkle Zukunft. Wie lange soll ich das „Aennchen" geben, wie lange soll ich „Grillen sind mir böse Gäste!" singen? Ich bin zu gut für diese Theaterwelt. Ich bin zu gut um vorwärts zu kommen — denn, daß es mir an wirklichem, bedeutendem Talente fehle, das einzugestehen, werden Sie doch von keiner Schauspielerin verlangen? — Man muß außer dem Theater Komödie spielen, um es auf dem Theater zu etwas zu bringen; um diese Kunst vollkommen zu üben, dazu bin ich zu gut, — ich habe es wohl schon öfter gesagt, allein ich darf es! — und anderseits spiele ich schon zu viel Komödie im Leben, um nicht befürchten zu müssen, daß ich einmal doch nicht mehr sagen könnte, ich bin zu gut! Was soll aus mir werden? Soll ich die hiesige Bühne verlassen, ein neues Wanderleben beginnen, mich abnützen, um schließlich dazustehen, arm an Allem, was ich jetzt besitze? Träte ein Mann vor mich, der mir sagte: hier hast du Herz und Hand, ich ergriffe sie. Aber die Hand müßte nicht nur nicht übel sein, sondern auch nicht leer."

Konrad ergriff Antoniens Idee und sagte: „Welcher meiner Bekannten gefiele Ihnen denn?" Er nannte ihr eine Reihe von Namen, Antonie machte bei Jedem Einwendungen, endlich sprach er von Wilhelm Regenauer. „Der könnte mir gefallen!" meinte Antonie.

Konrad sah dem Mädchen ernst in das Auge, denn

ihm fiel in diesem Augenblicke erst ein, daß, als Antonie ihn bei ihrer Ankunft in Wien besucht und Regenauer sie gesehen, dieser damals gesagt hatte: „Die könnte mir gefallen!“ — „Wohlan, Regenauer soll Ihr Mann werden!“ sprach Konrad.

Antonie lachte über Konrad's ernste Miene, über seine Zuversicht. Er kam ihr ganz außerordentlich komisch vor. Konrad lächelte mit ihr und ging. Ohne sich völlig Rechenschaft geben zu können, was ihn zu der Zuversicht, daß sein Werk gelingen müsse, berechtige, glaubte er doch mit Bestimmtheit, es werde glücken. Er kannte Regenauer, sein Plan war gefaßt. Konrad trat bei Wilhelm ein. Es war fast Mitternacht. Regenauer lag auf dem Balzac, den er Konrad sogleich abtrat. Dieser, der Wilhelm in der letzten Zeit ausgewichen, erzählte von seiner Liebe und sah, daß Regenauer, der anfänglich den spöttischen Ton Funken stieben ließ, ernst wurde. Hierauf fragte Konrad: ob denn Regenauer nicht sein freudeloses Alleinleben unangenehm sei? Den ganzen Tag über ernster Arbeit hingegeben, der Gelegenheit beraubt, Gesellschaft und Zerstreuung aufzusuchen, wäre häusliches Glück, wäre eine Frau eigentlich das, was ihm fehle. Wilhelm müsse das empfinden und sein spöttischer, sauerer Ton wäre der beste Beweis, daß er nahe daran sei, in den Fehler alter Jungfrauen zu fallen. Als Konrad das Eden genug farbenreich ausgemalt und die Sehnsucht in Wilhelm geweckt, als er dann die trostlose Wüste geschildert, in welcher er jetzt den freudelosen Karavanenzug seines Lebens fortschleppe und das Gefühl der Unerquicklichkeit seiner Situation in Regenauer hervorgerufen, sprach er rasch: „Ich kenne ein Mädchen, das würdig wäre, Deine Frau zu werden!“

„Wer ist es?“

„Antonie!“

„Antonie! Sie kennt mich kaum!“

„Und dennoch interessirt Sie sich für Dich! Als ich mit ihr heute das Thema besprach, das wir eben berührt, sagte sie: „Der könnte mir gefallen!“ Sprich jetzt kein Wort, ich will jetzt keine Antwort. Du bist zu nichts verpflichtet, Du bist nicht gebunden. Geh' morgen mit mir zu Antonie. Beobachte, studire sie und thue dann was du willst. Adieu! Morgen hole ich Dich ab!“

Des andern Tages ging Konrad Mittags zu Antonien. Er erzählte ihr die Worte, die Regenauer, ehedem als er sie zuerst erblickt, gesprochen und kündigte ihr den Besuch seines Freundes an. Antonie wollte vor Lachen vergehen. Konrad aber dachte bei sich: „Niemand zürnt darüber, wenn man ihm sagt, daß Jemand sich für ihn interessire. Das Bedürfniß geliebt zu werden ist so groß, daß der Glaube, Liebe zu finden, sicher die Liebe im eigenen Herzen erweckt!“

Regenauer besuchte in Gesellschaft Konrads Antonie. Diese war überaus heiter aus Verlegenheit, Wilhelm fast stumm aus Scheu und Befangenheit. Regenauer setzte die Besuche allein fort und als Konrad nach einigen Tagen des Abends kam, fand er Wilhelm bei Antonie. Regenauer war heiter, voll Witz und Laune, Antonie still, fast verlegen. An einigen Blicken, die man wechselte und vor ihm zu verbergen suchte, bemerkte Konrad, daß man anfing sich zu verstehen und daß er überflüssig sei. Er ging nach der Verabredung, den Christabend bei Antonie zuzubringen.

Der Weihnachtsabend war gekommen. Man nennt ihn den heiligen Abend. Wenn irgendwo in Deutschland,

so hat er in Wien diesen Charakter. Hier überwiegt die freudevolle Feier in der Familie, die kindliche Freude von Klein und Groß, und so große Mühe man sich auch gegeben hat, es wollte in Wien nicht gelingen, dem Feste die Markt- und Bazarfisiognomie zu geben, die es in Berlin hat. Wien stemmt sich gegen Ausstellungen und Komödien, so großen Sinn es sonst dafür besitzt, aus Anlaß der Weihnachtszeit. Es mag auch nicht die Festzeit wochenlang früher feiern. Man arbeitet monatelang vorher an der Ueberraschung, aber der ganze Blumenflor der Festfreude erblüht erst, wenn das Weihnachtslicht schimmert. Wien, das sonst so wenig „bei sich" ist, am heiligen Abend ist es „zu Hause". Man verpufft und verprasselt nicht mit Vor- und Nachfeier all das was man zu sagen und zu geben hat; erst am Christabend steigt plötzlich die Feuergarbe in Millionen Lichtstrahlen auf. Wenn von einer Beleuchtung so kann man von dieser sagen: selbst in der Hütte des Aermsten brannte ein Licht. Der heilige Abend bringt ein so allgemeines Fest in Wien: daß selbst — die Juden daran theilnehmen. Die Kinder begreifen eben den Unterschied noch nicht zwischen dem Gott der Christen und dem Gott der Juden; wer mag ihn auch dem Kinde auseinandersetzen — trotz den Eiferern auf beiden Seiten — wer einem Kinde auch eine so reine Freude abschlagen?

Konrad hatte Marie und deren Mutter schon vor einiger Zeit gebeten, den Abend bei ihnen zubringen zu dürfen. Es war ihm abgeschlagen worden. Man könne nicht zu Hause bleiben, hieß es, man sei von Verwandten geladen, die Kinder besäßen. Konrad war betrübt darüber, aber er glaubte und fügte sich, nur hatte er ersucht, wenigstens kurze Zeit hindurch, bevor die Damen

das Haus verlassen, bei ihnen zubringen zu dürfen. — Er hatte lange darüber nachgedacht, was Marie die größte Freude bereiten könnte. Da fiel ihm ein, daß es wohl ein Bild der Schweizer Stadt sein dürfte, in welcher sie ihre theatralische Laufbahn begonnen. Er ließ es anfertigen, es war sehr gelungen. Das reiche üppige Grün, die weiße leuchtende Stadt, der blitzende Spiegel des See's, an seinen Ufern, wie weiße und grüne emporschwebende Wellen, Landhäuser inmitten blühender Gärten, und abschließend, im Hintergrund vom Spiegel des grünen See's bis zur Kuppel des blauen Himmels sich erhebend, die weiße wolkenumspielte Wand der schnee- und eisbedeckten Felsberge — Alles war vortrefflich wiedergegeben. Das war die Stätte, wo Marie zur Jungfrau in der Atmosphäre — des Theaters heranreifte. Das war das Bild, nach dem sie oft aus dem Fenster ihres Dachkämmerchens sah, murmelnd: „Warum lebe ich, was soll aus mir werden?“ worauf ihr einmal die Mutter geantwortet: „Ein braves Mädchen, eine große Künstlerin und vielleicht eine Fürstin!“

Konrad übergab Marien in Gegenwart ihrer Mutter einen Blumenstrauß und das Bild. Das Mädchen schrie auf vor Freude, jubelte entzückt, stellte es auf einen Sessel, kniete vor dem Gemälde nieder und weinte. Die Erinnerung an die Vergangenheit, die Freude über die Gegenwart, die Sorge wegen der Zukunft, — was hatte wohl größeren Antheil an diesen Thränen? Die Leidenschaft, mit der sie an dem Theater hing, und welche in diesem Momente, der die Erinnerung an die Wiege ihrer Laufbahn brachte, hochaufflammte, schlug sie über die Liebe zu Konrad empor? Konrad hätte es nicht zu ergründen vermocht, selbst wenn Marie, die auch in diesem

Momente die Selbstbeherrschung nicht verlor, da ihre Mutter zugegen war, ihm ihr Antlitz zugekehrt hätte. Als sie aber nach einiger Zeit sich empor richtete und ihm dankend die Hand reichte, da glaubte er nur das stille Glück eines liebenden Herzens auf ihrem Antlitze lesen zu dürfen. Er entfernte sich überglücklich darüber, beglückt zu haben.

Als er bei Antonien eintrat, fand er ein hell erleuchtetes Zimmer, auf dem Bescheerungstische reiche Geschenke, funkelndes Geschmeide, glänzenden Schmuck. Antonie und Regenauer waren still. Konrad blickte das Mädchen an — die Augen Antoniens schienen geröthet. Regenauer's Antlitz strahlte vor Freude. „Was ist denn vorgefallen?" fragte Konrad. Antonie reichte ihm die Hand, ein Ring glänzte daran. Sie warf sich an Wilhelm's Hals und weinte. Regenauer zog den Ring von Antonien's Finger, Konrad las: „24. Dezember." „Wir haben uns heute verlobt," sprach Wilhelm und küßte Antonie Demuth. Konrad schüttelte Beiden stumm die Hände.

Er warf sich, das Paar seinem Glücke überlassend, in ein Fauteuil und dachte: „Bei Marien Blumen und Bilder — bei Antonien reiche Geschenke; mir sind nur einige Augenblicke gegönnt, und diese voll Zurückhaltung, das Gefühl ist kaum hinter dem Schleier wahrzunehmen, — Antonie und Wilhelm dagegen feiern den Abend bereits einander angehörend, sind fast am Ziele ihrer Wünsche; meine Sonne geht seit Jahren auf und hat kaum den Morgen erreicht, die Blumen und das Bild meines Lebens leicht streifend — und das Flämmchen dieser Neigung, kürzlich erst von meinem Athem ange-

facht, ist bereits zu voller Liebesgluth geworden, die Sonne Antonien's und Wilhelm's steht bereits im Mittag!

Antonie riß Konrad aus seinem Sinnen. „Sie kennen meine Geschichte," sprach sie, „denken Sie, wie wunderbar mir Alles heute erscheint, wenn ich an jene kalte schneeige Christnacht denke, in der ich als Kind gearbeitet, um für meine Mutter und mich Brod zu schaffen. — Das danke ich Ihnen, ich werde es Ihnen nie vergessen!" In Konrad's Auge trat eine Thräne. Er dachte an Marie.

Horn und Nachfolger.

Camilla war zurückgekehrt und herrschte unumschränkt in der Oper, in ihrem Salon und überall, wo sie sich zeigte. Sie war in Wahrheit Primadonna. Direktor Horn nannte sie: „seinen Stolz." — „Mein Werk," pflegte er zu sagen, wenn man Camilla's rühmend erwähnte, „ich habe sie entdeckt!" Sang Camilla, so saß Horn fast andächtig in seiner Loge. Machte sie Eindruck, so lehnte er sich vor, sah strahlend umher, und in seinen Mienen war zu lesen: „Nun, staunt Ihr? Das habt Ihr mir zu verdanken!" — Applaudirte das Publikum nicht sogleich, wenn Horn fand, daß Camilla eine Rolle besonders gelang, so schossen seine Blicke herausfordernde Blitze nach den Anwesenden, er murmelte: „Dummes Volk!" und ließ der Applaus noch auf sich warten, so lehnte er sich in seiner Loge zurück, rief laut: „Brava, brava!" und applaudirte. Gewöhnlich stimmte da das Publikum mit ein, denn in Wien findet jede entschiedene Meinungsäußerung noch Zustimmung. Hatte Camilla sehr gefallen, so verließ Horn freudestrahlend seine Loge, ging lang-

sam durch die Theatergänge, sah triumphirend nach rechts und links, und sog wie ein nasses Feld die Sonnenstrahlen ein. Begegnete er einem Bekannten, auf dessen Urtheil er etwas hielt — das heißt, dessen Urtheil in irgend einer Richtung maßgebend war, denn eigentlich meinte Horn, er allein verstehe etwas vom Theater — so blieb er stehen und sprach: „Nun, was sagen Sie zu unserer Camilla?“ Das Wort „unserer“ sprach er mit allem Nachdruck aus; er wollte dem Angeredeten eine Gnade erweisen, indem er demselben einen Antheil an Camilla's Ruhm abtrat. — Fiel aber eine Vorstellung schlecht aus, und das war gewöhnlich der Fall, wenn Camilla nicht sang, oder machte eine Novität Fiasko, so schlug Horn den Kragen seines Paletots oder Mantels über die Ohren, eilte davon, und wenn ihn Jemand trotz aller Vorsichtsmaßregeln erkannte und grüßte, so brummte er das „guten Abend“ so bärbeißig und schoß so giftige Blicke dazu, als hätte man ihm Böses gethan.

Horn war in letzter Zeit überhaupt in schlechter Stimmung. Er war leberkrank, was seine lederartige Gesichtshaut einigermaßen, entschuldigend, zu bestätigen schien und was auch er, um Nachsicht zu erwecken, stets vorbrachte, wenn er irgend Jemand ungebührlich behandelt. Die Sänger hingegen meinten: „er ist ein . . .“ Doch mildern wir das Urtheil und sagen wir deshalb: „er ist ein rücksichtsloser Mensch, ein Egoist, dem es nicht um die Kunst, dem es nur um sich selbst zu thun ist. Seine Laune gibt den Ausschlag. Bei ihm hängt Alles davon ab, wie er die erste Stunde, nachdem er das Bett verlassen, zugebracht. Fühlt er sich wohl, so ist er gnädig, plagt ihn seine Leber, dann muß man sehen, daß man ihm nicht in die Nähe kommt. Betritt er Vormittags die

Bühne, so muß Alles auf sein Antlitz schauen, dann weiß man, was es für ein Wetter gibt!" So die Schauspieler. Die Komponisten verdammten ihn: „weil die Kassaerfolge allein bei ihm entscheiden." Seitdem er einmal einem strebsamen Musenjüngling gesagt: „Lieber Freund, Sie urtheilen vom künstlerischen Standpunkt und das ist nicht der meine!" hatte er es mit der ganzen jungen Künstler- und Literaturwelt verdorben und der alten dazu, die froh war einen Anlaß mehr zu erhalten zur Opposition. Machten Horn's Freunde ihn auf solche Vorkommnisse aufmerksam, so sagte er: „Dummes Zeug! Ein gutes Theater herstellen, das ist Alles. Guter Regisseur sein, volle Häuser machen, mehr bedarf es nicht. Man muß sich nicht darüber täuschen. Wenn der Herr von Schiller heute Theaterdirektor wäre, würde er auch dahin kommen. Uebrigens, was will man von mir. Ich habe die Geschichte ohnedies satt. Mag ein Anderer dirigiren. Ich soll Rücksicht nehmen nach Oben und hänge vom Beifall und Besuch des Publikums ab. Die Kritik verlangt klassische Opern, gebe ich sie, ist das Theater leer. Und zu alledem die Chicanen der Sänger . . . da . ." . . . Horn's einzige Freude war Camilla — alles Andere haßte er und alles Andere haßte ihn. Camilla hingegen machte ihm keine Schwierigkeiten, sie sang wenn er es verlangte, und selbst wenn sie unwohl war und Horn nach ihr sandte, kam sie. „Das hat eben Disziplin! Meine Zucht, meine Schule!" sagte Horn.

So dienstwillig — um einen beliebten Direktionsausdruck zu gebrauchen — Camilla als Mitglied der Oper war, so anspruchslos und bescheiden trat sie gegenüber ihren Kolleginnen und Kollegen auf. Selbst gegen Jene, welche sie mieden, und die Zahl Derer war nicht

gering, welche den Besuch Camilla's nach dem Antritte ihres Engagements nicht erwiedert hatten, benahm sie sich höflich und freundlich, als ob nichts vorgefallen wäre. Aber gerade dieses Benehmen reizte die ersten Sängerinnen noch mehr, denn auf der Stirne und in dem Auge Camilla's war zu lesen: Ihr könnt nichts wider mich und ich überrage Euch Alle! Fast demüthig außer dem Theater, in Gesellschaft von Frauen, war sie auf der Bühne Königin.

Unumschränkt herrschte sie auch in ihrem Salon. In diesem erschien fast Alles, was durch Reichthum und Geist glänzte. Wollte Camilla, daß eine Persönlichkeit die Zahl der Besucher vermehre, so bedurfte es nur einiger Blicke und der Mann wurde herangezogen, wie am Schnürchen. Allein so große Anziehungskraft Camilla besaß, sie konnte selten Jemand längere Zeit hindurch festhalten. Nicht, als ob sie nicht die Gabe besessen hätte, treue Anhänglichkeit hervorzurufen; sie machte wenig Prätensionen, sie legte den Besuchern geringen Zwang an in ihrer Konversation; Rücksicht auf sie zu nehmen, verlangte sie nicht, man durfte sogar die Cigarre anzünden, wenn man wollte; Geschenke, die man zu ihren Füssen legte, nahm sie hin als etwas Selbstverständliches, wofür sie nicht einmal dankte; ein Kuß galt ihr ebensowenig für eine große Gunstbezeugung, die sie ohne Sträuben gewährte, wenn der Mund entweder hübsch war der ihn bot oder die Hand freigebig und mächtig, welche die ihre ergriff — allein die Männer haben nun einmal die Schwäche, geliebt sein zu wollen oder wenigstens es gerne zu hören, daß man sie liebe. Und selbst die Wenigen, welche über Gefühle und Illusionen vollkommen hinaus sind, können es nicht vertragen, wenn sie einen zweiten Mann

bei der Frau finden, welche sie öfter besuchen. Sie sind genirt, es ist ihnen unbequem, unleidlich. Wenn man alle Förmlichkeit beobachten will, sagen sie, besucht man den Salon seiner Schwägerin und küßt beim Eintreten seine kleinen Nichten auf die Stirne, oder man bleibt gar zu Hause. Wenn man aber bei einer Künstlerin ist, wie Camilla, soll kein Besuch angenommen werden. Früher oder später mag kommen, wer da will. Darauf konnte nun Camilla nicht eingehen — sie hatte dazu keine Lust und keine Zeit. Sie besaß, in den Augen jener Herren, die Untugend, zu studiren und empfing nur zu bestimmten Stunden. Und dann mußte sie ja doch auch einige Stunden reserviren für den Mann, dessen Huldigung ihr — am geringsten unangenehm, am wenigsten gleichgiltig war. So war denn der Salon Camilla's an den Tagen, wo sie nicht sang, in den Stunden vor dem Theater, stets voll, aber die Besucher wechselten. Sie erneuerten sich fast mit jedem Monde; wenn es auch nichts Seltenes war, daß im Herbste wieder erschien, wer im Lenze ausgeblieben. Ein treuer, wenn auch seltener Besucher Camilla's, war Fürst Fahl. Er kam selten, fast nur, wenn Camilla eine neue Partie sang, um ihr Glück zu wünschen; er blieb nicht aus, weil ihn nur die Künstlerin interessirte.

Dieses Benehmen aber verletzte das Weib in Camilla und ließ die Rachegefühle nicht ersterben. Camilla beobachtete und wartete. Sie übersah stets die Situation und fand, daß es noch nicht an der Zeit sei, den Finger zu bewegen. Was aller Welt ein Geheimniß geblieben war, sie hatte wahrgenommen, daß Konrad's Liebe zu Marie entflammt sei; ihr genügte ein Blick, um klar zu sehen, denn ihr verrieth eine Wendung des Auges,

wen dieses Auge suche. So unbefangen und ruhig Camilla schien, sie lag doch stets auf der Lauer, bereit, den Faden in dem Augenblicke zu verwirren, wo er aus der Hand gelassen wird. Sie wußte, daß die Intrigue wenig nütze gegen die volle Uebereinstimmung zweier Seelen, sie wartete deshalb ein Mißverständniß ab, um die Hand zwischen Marie und Konrad zu legen.

So eifrig sie auf das Verderben Beider bedacht war, so anhaltend sann sie auf ihren eigenen Vortheil. Kapellmeister Heckebart, dem Camilla vor ihrem Debut als Fidelio so sehr imponirte, daß er die Locken, welche die Sängerin von ihrem Haupte geschnitten, an seiner Brust barg, bewarb sich eifrig um sie. Camilla begünstigte ihn. Nur auf ihre Karrière bedacht, nahm sie den Antrag Heckebart's willig an, mit ihr die Partien zu studiren. Heckebart war ein feiner Musiker und in seinem Aeußern fast vornehm. Er hörte es gern, wenn man ihn den Gentleman der Kapellmeister nannte. Es dauerte nicht gerade allzu lange, so studirte Heckebart nicht nur mit Camilla, sondern er speiste auch bei ihr, er war ihr begünstigter Geliebter. Er liebte sie und ihr war es ab und zu nicht unangenehm, wenn sie zu fühlen meinte, daß auch sie ihn liebe. Das Verhältniß ward bald bekannt, und dies hatte zur Folge, daß Camilla's Salon während der Nachmittagsstunden leerer wurde. Die Männerwelt hat geringeres Interesse an der Künstlerin, die verheiratet ist, oder ein offenes Verhältniß hat. Um sein Interesse an der Künstlerin zu dokumentiren, dazu gibt ja, denken diese Herren, das Theater hinreichende Veranlassung. Im Theater aber regen sie selten die Hand zum Applaus — wenn die Künstlerin an e i n e Persönlichkeit gefesselt ist, und sich nicht scheut, es einzugestehen.

Camilla, die sich Heckebart's wegen einigermaßen vernachläßigt sah, beschloß, aus dem Verhältnisse zu dem Kapellmeister vollen Nutzen zu ziehen. Sie hatte sich den Mann völlig unterworfen und lenkte ihn durch ein Wort. All sein Sinnen ging nach Camilla. Wenn sie sang und er dirigirte, sah er nur nach ihr und gab nach wie im Leben; man sagte da im Orchester: er dirigirt mit Liebe! Im Orchester werden die kleinen Schwächen der Direktion, der Kapellmeister und Sänger am besten bemerkt und am boshaftesten besprochen. Man besitzt Sachkenntniß und Zeit genug, um während der Pausen jener Solo-Instrumente, die nur ab und zu eintreten, sogar mit Epigrammen oder Karrikaturen die Noten zu zieren und das Blatt dann von Hand zu Hand gehen zu lassen. So zeichnete man einmal Heckebart als Hirsch und fügte die Unterschrift bei: Horn der Zukunft. Damals dachte man nur auf Camilla's Natur anzuspielen und ahnte nicht: daß man auch nach einer andern Richtung, profetisch, die Wahrheit errathen.

Camilla sah, wie so Viele, daß Horn's Stellung unhaltbar geworden. Er hatte sich durch Nachgeben nach oben und durch eigenwilliges, bruskes, ja beleidigendes Auftreten gegen die Sänger und das Orchester um jeden Kredit gebracht. Er hatte die Selbstständigkeit verloren, und die Theatermaschine arbeite mit Unlust. Die Intendanz traf eigenmächtig Maßregeln, nachdem sie dem Direktor das Heft aus der Hand gewunden und alle Welt machte Horn für jeden Mißgriff verantwortlich; denn Niemand war geneigt, auch nur seine Entschuldigung anzuhören. — Das ist die Situation, in welche von zehn Hoftheater-Direktoren neun gerathen. Intendanz und Direktorat, verhalten sich, außer es sind Beide Ideale, zu

einander, wie manchmal Regierung und Volksvertretung. Gewöhnlich will ein Faktor dem andern die Macht entwinden. Es ist ja so angenehm zu regieren, besonders ein Theater, wo man es mit so interessanten und so hübschen Unterthanen zu thun hat, die ihren Tribut auf mancherlei Art, immer aber auf die, welche Jedem die angenehmste ist, darzubringen wissen.

Man sah, daß Horn's Glück zu Ende ging, man wußte nur nicht, wann und wie die Katastrofe eintreten werde. Camilla machte eine Ausnahme; war sie es doch, welche die Lawine ins Rollen gebracht. Nicht als ob sie Rache gegen Horn hätte üben wollen, im Gegentheile, sie fühlte sich ihm jetzt einigermaßen verpflichtet, denn sie dankte ihm den Ruf an die Bühne, der sie angehörte, sie dankte wesentlich ihm die Stellung, die sie durch seine Protektion einnahm. Aber Horn war doch einmal, wie sie einsah, verloren, und nun handelte es sich darum, einzugreifen, damit Jener der Nachfolger im Direktorat werde, dessen sie sicher war. Und wer war in ihren Augen geeigneter zum Theaterdirektor als Kapellmeister Heckebart?

Einen Plan, um Ereignisse herbeizuführen, machte Camilla nicht; sie war nur, ihrem Systeme treu, entschlossen, den ersten Anlaß, der sich von selbst darbot, zu ergreifen, um daraus Nutzen zu ziehen. Dieser Anlaß ließ nicht lange auf sich warten. Von jenen Mitgliedern, die Horn nicht sonderlich liebte, haßte er am meisten Fräulein Angelika Müller, eine Dame, die, in einem czechischen Orte Böhmens geboren, eigentlich Josefa Herliczek hieß, allein ihren theatralischen Schlachtnamen angenommen hatte, als sie und Andere die Entdeckung machten, daß das Fräulein eigentlich ausgesprochene Begabung für poetische Frauen-Charaktere in deutschen Opern be-

sitze. In ihrer Jugend mochte das auch der Fall gewesen sein; allein das Theater übt auf Frauen die seltsame Wirkung aus: daß sie entweder ganz außerordentlich abmagern oder in einer Art an Fülle zunehmen, die weitaus das Maß des sowohl auf der Bühne Anziehenden und Sehenswerthen, als auch für den Sänger Erwünschten überschreitet. Je mehr Angelika's Stimme an Umfang verlor, desto mehr nahm das Fräulein selbst zu und ihre Erscheinung war ihr bei Darstellung echt teutscher Gestalten einigermaßen im Wege. Namentlich in Mondscheinsituationen, bei der grellen Beleuchtung, welche nun einmal moderne Mond-Theaterapparate zu erzeugen pflegen. Nun das Alles würde zu ertragen gewesen sein, sowohl von der Künstlerin selbst, die eine hohe Gage bezog, als auch vom Publikum, das gewohnt ist, sich viel bieten zu lassen, schließlich auch von der Direktion, denn man findet heute in Deutschland wenig Sängerinnen, die im Stande sind, deutsche Musik zu singen; allein Fräulein Angelika besaß zwei Untugenden, die Horn außer sich brachten. Er, der Mann des unbedingten Gehorsams, der pünktlichen Pflichterfüllung; er, der Kraft und Gesundheit, eiserne Nerven und Glieder von Stahl als das Höchste bezeichnete — beim Theater! — er litt unter diesen Untugenden wahre Todesqualen. Fräulein Angelika Müller wurde nämlich alle Augenblicke unwohl, und dann war das wohlbeleibte Fräulein außerordentlich nervös. Besonders bevor die Vorstellung anging, wenn sie auftreten sollte. Die deutsche Sängerin verlor in solchen Momenten fast gänzlich den Athem, sie preßte den Daumen zwischen die übrigen Finger und bat auch Alle, die ihr nahten, das Gleiche zu thun — denn diese Uebung bringt, wie man beim Theater annimmt, Glück; sie keuchte und lamentirte und fiel ab und zu sogar dem er-

sten Tenor und dem tiefen Baß in den Arm, einer Ohnmacht nahe, was aber die Herren nicht im Geringsten angriff, denn sowohl blonde Tenoristen, als schwarze Bassisten sind in dieser Hinsicht ziemlich unempfindlich. Einmal, als Horn, der ihr gewöhnlich auswich, wie ein Leopard der Eisenstange, knapp an ihr vorübergehen mußte, rief sie ihm zu: „Direktor, Direktor, ich habe Todesangst!“ — Horn brummte etwas in den Bart. — „Direktor, fangen Sie mich auf, ich falle in Ohnmacht!“ — Horn schoß wüthende Blicke auf die dicke Angelika. — „Direktor, ich sterbe!“ — „Sterben Sie!“ schrie Horn, daß alle Mitglieder es hörten. Horn schoß davon, Alles lachte und Angelika Müller fiel nicht in Ohnmacht und starb nicht, sondern sendete dem „herzlosen Manne“ einige ganz lebensvolle, gesunde, wüthende Blicke nach.

Seit diesem Auftritte wurde das Verhältniß zwischen Horn und Angelika noch schroffer; der Direktor behandelte sie mit Geringschätzung, und die Sängerin ließ sich noch häufiger unpäßlich melden, als bisher. Nichts konnte aber Horn mehr in Raserei versetzen, als wenn ein Mitglied seiner Bühne absagen ließ, zu spät absagen ließ, so daß die Vorstellung abgeändert werden mußte, und die Gefahr entstand, an dem Abende überhaupt nicht spielen zu können. Solche Gefahr trat manchmal wirklich ein, zur Zeit, wo die zarte Gesundheit mehrerer Sänger und Sängerinnen von dem gefährlichsten Feinde der menschlichen Stimme in Wien, der Grippe, alterirt war.

Eines Abends nun, kurz bevor die Vorstellung angehen sollte, schritt Horn auf der Bühne wie toll umher. Angelika Müller war noch nicht da und sollte bald singen. Er hatte in ihre Wohnung geschickt, die Antwort ließ auf sich warten. Camilla war zufällig auf dem Theater und

plauderte zärtlich zwischen den Coulissen mit Heckebart. Horn ging, nach allen Seiten wüthende Blicke schleudernd, den Kopf gesenkt, wie ein sich zum Kampfe anschickender Stier einher.

„Könntest auch etwas Besseres thun, als hier müßig zu stehen und zu kosen!" fuhr er Camilla an.

„Und das wäre?" antwortete ruhig die Sängerin.

„Dich vorbereiten, um zu singen, wenn der Engel von Müller nicht kommt."

„Aber sie kann ja noch kommen!"

„Kann kommen, kann kommen, wird aber nicht kommen!"

„Ich habe aber die Partie nie gesungen! Seien Sie ruhig, Fräulein Müller kömmt gewiß."

„Kömmt nicht, kömmt nicht!"

In diesem Augenblicke kam der Theaterdiener und berichtete: Fräulein Angelika Müller könne nicht singen, sie sei plötzlich unwohl geworden. — Horn war außer sich, er vermochte nicht zu reden.

Heckebart fragte: „Was fehlt ihr denn?"

Da eilte Horn auf ihn los und flüsterte dem Kapellmeister einige Worte zu. „Du mußt singen, kleide Dich an!" befahl er Camilla und eilte fort.

Es hatte sich um den Kapellmeister und die Sängerin ein Kreis gebildet. „Was hat Ihnen Horn gesagt?" fragte Camilla den Kapellmeister. — Dieser zögerte. — „Nun, werden wir es nicht erfahren?" Der Kapellmeister wiederholte Horn's Worte. Einige der Herren lachten, die Damen machten Miene davonzueilen, blieben aber stehen. „Und das läßt Sie, vornehmen, seinen Mann so ruhig?" sprach Camilla zu Heckebart. „Sie lassen ein Mitglied des Körpers, dem sie angehören, so

abscheulich verleumden? Das ist eine Niederträchtigkeit, was Horn gethan. Fräulein Müller muß es erfahren, damit sie sich selbst schützt, wenn kein Mann bereit ist, für ein wehrloses Mädchen einzustehen!"

Die Damen schrien nun Zeter über Horn, die Herren geriethen in Entrüstung, und nachdem Camilla dem Kapellmeister zugeflüstert: „Fahren Sie zu Fräulein Müller und erzählen Sie, was vorgefallen!" eilte sie nach der Garderobe, kleidete sich an und sang ohne Probe die Partie, die sie zwar noch nicht öffentlich gesungen, aber einstudirt hatte.

Noch an demselben Abende verbreitete sich die Nachricht von dem Vorgefallenen. Ein Mitglied des Orchesters, das zufällig auf der Bühne anwesend gewesen, theilte die Kunde, daß das ganze Personale über die einer Sängerin angethanene Schmach außer sich sei, seinen Kollegen mit. Von der Klarinette ging es auf die Violine über, diese säuselte es dem Violoncell zu, das Violoncell klagte es vertrauensvoll dem Kontrabaß, dieser brummte es der Posaune zu und diese schmetterte die Nachricht allen Jenen in die Ohren, welche sie noch nicht vernommen. Wenn etwas im Orchester lebhaft verhandelt wird, so erfährt die „erste Bank" bald den Gegenstand der Diskussion. Die Herren der ersten Bank sorgten in der Konditorei für weitere Verbreitung; bald wußte man es in allen Logen und nach dem Theater unterhielt man sich im „Kavaliers-Kasino" auf der „Austernbank" — so heißt der Divan, auf welchem die boshaften Plauderer in der Nähe des Kamins sitzen, und zuweilen den guten Ruf von der Schale mit der scharfen Zunge loslösen — im Café Daum an den weißen Marmortischchen, in den Gast- und Kaffee-

häusern, welche die „Künstler" besuchen, von nichts Anderem als von Horns neuester Heldenthat.

Heckebart hatte die beneidenswerthe Mission, Fräulein Müller, nachdem er ihr beigebracht was ihr widerfahren, beizustehen und sie zu laben, ihr Trost zuzusprechen und Beistand zuzusagen. „Das ist mein Tod!" rief mit ersterbender Stimme Angelika. Das waren die letzten Worte, welche Heckebart von ihr vernahm und die er getreu Camilla berichtete. Diese gab nicht mit einer Sylbe kund was ihr Zweck gewesen, als sie Heckebart veranlaßt, die ihm allein zugeraunten Worte Horns zu publiziren, so sehr auch der Kapellmeister in sie drang, denn er fing an Gewissensbisse zu empfinden. „Kann man eine solche Niederträchtigkeit angehen lassen?" sprach Camilla.

Am nächsten Tage zu Mittag befand sich Horn in seinem Bureau. Im Zimmer vor demselben waren die Kapellmeister, Regisseure, Sänger und Sängerinnen, einer Probe harrend, versammelt. Man zischelte, ohne daß Horn eine Ahnung hatte, was seit dem gestrigen Abend sich ereignet; ihn hatte Niemand davon in Kenntniß gesetzt. Auch das Bureau-Personale war zugegen. Plötzlich trat Fräulein Angelika Müller ein, die Darstellerin poetischer, deutscher Frauengestalten. Sie keuchte und bewegte sich, zwar etwas schwer, aber, ohne nach rechts und links zu blicken, geradeaus gegen Horn zu. Die Thüre blieb offen. „Sie haben gestern von mir gesagt ...." — „Ich?" stammelte Horn. „Wem?" — „Dem Kapellmeister Heckebart!" — „Ist das der Dank?" sprach Horn, doch als er das letzte Wort noch auf den Lippen hatte, berührte die Hand der Sängerin auch schon seine Wange. Das Blut schoß Horn in den Kopf. Er hob die Hand und schrie: „Sie sind ...!" — „Eine

Frau!" sagte Angelika und nahm eine schöne Stellung ein. Horn ließ die Hand sinken. Alles, mit Ausnahme Heckebart's und Camilla's, stürzte in das Bureau, aus dem sich Angelika triumfirend und unangefochten entfernte. Horn sank in sein Fauteuil und murmelte: „Es ist vorbei mit mir. Mein Wille ist gebrochen, meine Kraft dahin. Der Arm ist machtlos, sonst hätte er sie niedergeschmettert. Das Theater hat mich entnervt!"

„Nun eile zur Intendanz, derartige Skandale dürfen nicht geduldet werden," sagte Camilla, sich aus dem Salon entfernend, zu Heckebart, der ganz verblüfft dastand.

Während Heckebart, Camilla's Weisung blindlings gehorchend, zum Intendantur-Bureau eilte, verbreitete sich in der Stadt die Nachricht von dem Vorfall mit derselben Schnelle, als dieser selbst erfolgt war. Wien liebt es, in erster Reihe sich mit den Interessen der — Kunst zu beschäftigen.

Heckebart trat in das Bureau und grüßte. Die Beamten hatten für ihn kein sonderlich freundliches Gesicht, denn Heckebart, ein Freund guter Musik, pflegte in den seltenen Fällen, wo ihn sein Beruf nach diesem Bureau führte, für die Aufführung guter deutscher Opern zu plaidiren. Man sah also kaum von den Schreibtischen auf, welche mit Zeitungen bedeckt waren, selbst als Heckebart sprach: „Meine Herren, ich habe Ihnen über einen wichtigen Vorfall zu berichten!" Eine Stimme ließ sich vernehmen: „Unterbleibt vielleicht die Aufführung der Gluck'schen Oper ganz und gar?" Nun erzählte Heckebart was sich ereignet. Kaum als er die ersten Worte gesprochen, erhob sich Alles von den Plätzen und bald hatte sich um den Kapellmeister ein dichter Kreis

von Zuhörern gebildet, der am Schlusse der Erzählung in die Worte ausbrach: „Was wird der Chef dazu sagen!“

Heckebart wurde, nachdem man sich in verdammenden Worten über den Direktor Horn ergangen, der eine Dame so empörend behandle, veranlaßt, sich allsogleich zum Chef in dessen Kabinet zu begeben. Auch dieser, mit Geschäften überhäuft, empfing den Kapellmeister nicht eben aufjubelnd, aber er hörte dann aufmerksam mit immer steigendem Interesse zu, und als Heckebart vollendet, rief er: „Was wird mein Chef dazu sagen! Ein solcher Vorfall in unserm Theater, im Hoftheater! Es ist unerhört!“ Er kleidete sich rasch zum Fortgehen an, ließ Heckebart stehen und eilte zu seinem Chef. Dieser ein hoher Herr von superber Haltung, einem superben von oben nach unten schießenden Blick, dessen Schneidigkeit nur durch das Augenglas und die weithin scharf vorspringende Nase etwas abgestumpft wurde, hörte den vor ihm stehenden Beamten an, und allmälig in Aufregung gerathend, rief er, als der Sprecher zu Ende war: „Was wird man Oben dazu sagen! — Sie begreifen, da muß etwas geschehen!“

„Fräulein Angelika Müller wäre schwer zu entbehren; die Zahl der Sängerinnen für deutsche Opern ist jetzt gering!“

Der Chef dachte nach und sprach: „Ich will Ihnen sagen was ich thun will, da Sie mir keinen Vorschlag zu machen haben. Sie begreifen, einen Direktor können wir immer bekommen. Direktoren gibt es genug, aber an Sängerinnen für deutsche Opern besitzt man keinen Ueberfluß. Ein solcher Skandal darf an der Hofbühne nicht geduldet werden. Wo bleibt der Anstand! Auf diese Art werden die Interessen der Kunst nicht gefördert! Man

muß ein Exempel statuiren. Wohin würde die Sitte und der gute Ton bei einem Hoftheater kommen, wenn man so etwas duldete. Sie begreifen, der Direktor muß mit gutem Beispiele vorangehen. Ein Direktor, der eine Frau so behandelt, statuirt ein schlechtes Exempel. Es würde wenn man solche Ungebührlichkeit angehen ließe, allgemeine Demoralisation eintreten. Und Fräulein ... wie heißt sie?"

„Fräulein Müller."

„Fräulein Müller ist nicht zu ersetzen. Sie begreifen, der Direktor muß also abgesetzt werden. Aber wer soll sein Nachfolger sein?"

„Ich erlaube mir zu bemerken, daß Kapellmeister Heckebart ..."

„Was? Was?"

„Herr Heckebart hat sich erlaubt, im Namen des gesammten Personales die unterthänigste Bitte auszusprechen, deren Erfüllung in hoher Weisheit erfolgt ist, bevor sie noch von mir vorgeschlagen werden konnte. Kapellmeister Heckebart war beauftragt, der Entrüstung des ganzen Körpers der Oper über den Vorfall Worte zu leihen."

Der Chef sann nach und sprach: „Ich will Ihnen sagen, was ich thun will. Kapellmeister Heckebart soll Direktor werden. Der Mann dirigirt gut, und sieht ganz anständig aus. Er hat Haltung, und das wird dem Personale Respekt einflößen, es werden solche Szenen nicht mehr vorfallen. Sie begreifen, die Interessen der Kunst werden gewahrt werden. Aber der Mann liebt, glaube ich, zu sehr die Opern, welche leere Häuser machen?"

„Ein Wink über die Richtung, welche anbefohlen wird, dürfte den Mann, welcher so sehr ausgezeichnet

wird, von der unumstößlichen Richtigkeit der Prinzipien überzeugen!"

„Das müssen Sie mit ihm abmachen. Sie begreifen! Sagen Sie ihm, die Oper müsse auf der Höhe des ersten Institutes Deutschlands erhalten werden. Vor Allem solle er trachten, daß man gute Einnahmen erzielt, damit man für glänzende Ausstattung des Balletes sorgen könne; denn der Zuschuß kann nicht mehr vergrößert werden. Nun ich glaube, man kann mit meiner Wahl zufrieden sein!"

„Entscheidenden Ortes wird immer das Richtige getroffen. Das Institut, welches eine Sängerin wie die Wolfthal besitzt ....."

„Da fällt mir etwas ein! Ich will Ihnen sagen was ich will. Ich habe gehört, daß Herr Heckebart mit Fräulein Wolfthal in gewissen Beziehungen steht. Die Interessen der Kunst und des Anstandes müssen gewahrt werden. Ein Direktor, der mit einer Sängerin ... Sie begreifen!"

„Wenn ..."

„Das mögen Sie mit ihm abmachen ... Rapportiren Sie mir morgen ... Ich muß jetzt fort ... Noch Eins. Natürlich ist die Anstellung nur provisorisch. Sie begreifen! "

Als Heckebart bei Camilla erschien und ihr erzählte, was er vollbracht, — er sprach noch im Tone der Entrüstung in den er sich nachgerade so hineingeredet hatte, daß er wirklich glaubte, ein gutes Werk vollbracht, eine schwache Frau als Gentleman vertheidigt zu haben — sagte Camilla, ihn fixirend: „Weißt Du, wer Horn's Nachfolger wird?"

„Nein!"

„Du wirst es!"

„Ich?"

„Du."

„Wer hat es Dir denn gesagt?"

„Wer soll es denn werden? Du hast im Namen des Personales gesprochen, Du bist im rechten Augenblicke in den Vordergrund getreten und hast Dich bemerkbar gemacht, Du fällst den Entscheidenden zuerst ein, Du also wirst Direktor!"

„Das hätte ich Dir zu danken, das würde ich Dir nie vergessen!"

„Nie?"

„Nie! Ich schwöre es Dir!"

Der zweite Chef des Operntheaters ließ am nächsten Tage den Kapellmeister Heckebart zu sich bescheiden. Von dem Augenblicke an, als der Bureaudiener das Zimmer des zukünftigen Direktors verlassen und als dieser durch das Entbieten zu dem Chef fast die Gewißheit seiner Erhöhung hatte, war mit ihm eine sichtliche Veränderung vor sich gegangen. Er war, wie man zu sagen pflegt, um einen Kopf gewachsen. Er behandelte sich selbst mit mehr Achtung, mit größerem Stolze, er wagte es kaum sich anzulächeln als er in den Spiegel sah und ihm ein ernstes, fast sorgenvolles Gesicht entgegenschaute. Der bisher so weise, lenksame, schwankende Mann war wie auf Eisendraht gezogen. Der Egoismus schlug Klammern in sein ganzes Wesen. Heckebart hatte nur Raum für einen einzigen Gedanken, er war seiner selbst voll. Er ging nach dem Intendantur-Bureau wie ein Triumfator. Sein Blick streifte stolz die Menge, die an ihm vorbeiglitt; seine Hand schloß sich manchmal wie jene eines vornehmen Kutschers, der gewohnt ist, ein Viergespann zu lei-

ten. Die Bekannten lachte er huldvoll an; aber nicht Alle. Einzelne, mit denen er bisher auf fast freundschaftlichem Fuße gestanden, suchte sein Blick zu vermeiden, als ob er sich durch den Dank, mit dem er ihren Gruß erwiedern müßte, erniedrigen würde.

Nicht mit ihm allein war jedoch solche Veränderung vorgegangen. Den Freunden und Bekannten, denen er begegnete — und er traf auf seinem Gange sehr Viele, wie der Zufall fast immer in entscheidenden Momenten uns Zeugen unseres Triumfes entgegenführt — sah man es ebenfalls an, daß des zukünftigen Direktors Schicksal sie verwandelt. Auch bei minder klaren Standesänderungen als jene Heckebarts es war, hat die Menge der Bekannten eines Mannes eine Art von Instinkt und alle Verhältnisse verschieben sich darnach. Höherstehende werden freundlicher; Leute, die bisher gleichgiltig gegrüßt, schütteln dem Steigenden rasch, im Vorübergehen, besonders wenn es Niemand sieht, die Hand; Freunde versichern: sich nicht ändern und „die Alten bleiben zu wollen", sie werden, sagen sie, „nur unter vier Augen" mit guten Rathschlägen „belästigen", geben aber die mit halbem Ohre gehörten mit einer Art Vehemenz und Gereiztheit und ziehen sich in der Oeffentlichkeit von dem bisherigen Freunde zurück, was diesem sichtlich gar nicht unlieb ist; bisher Gleichgestellte werden verbindlich und unterthänig und erleichtern es dem Gestiegenen, sie als Untergebene zu behandeln.

Nachdem Heckebart die veränderte Menge durchschritten und sich vor dem Bureauchef befand, war die Wandlung in ihm selbst vollzogen, so zwar, daß er seinem Vorgesetzten vollkommen seiner neuen Situation angemessen gegenüberstand. Bisher hatte er diesen sehr artig,

den Formen nach, behandelt, war aber nicht ohne eine Art von Festigkeit gewesen, wenn er hie und da in die Lage kam, die Interessen der Kunst zu vertreten; jetzt gab er sich etwas gravitätisch, sich selbst fühlend in der Haltung, war aber, vielleicht ohne daß er es selbst wußte, bereits vollkommen geneigt allen Anforderungen nachzugeben, die von oben an ihn gestellt werden sollten.

Obwohl Heckebart ziemlich genaue Personenkenntniß besaß, hatte er sich doch vorbereitet, eine Art Programm zu entwickeln, um seine Absichten über die Art, wie er die Oper leiten wolle, kundzugeben. Allein dazu kam er nicht. Der Chef ersuchte ihn nochmals den Vorgang zwischen Direktor Horn und Fräulein Angelika Müller zu erzählen und richtete, als Heckebart geendet, an ihn die Worte: „Sie haben so sehr die Würde des Institutes gewahrt, daß ich mich bewogen fühle, Sie als denjenigen Mann vorzuschlagen, welcher am geeignetsten wäre, Direktor zu werden. Sie nehmen doch an?" — Heckebart verbeugte sich. — „Sie werden einen andern Ton in die Gesellschaft bringen. Sie sind ein feiner, liebenswürdiger Mann, Sie werden durch Artigkeit, Artigkeit und Anstand erzielen. Somit wäre Alles in Ordnung. Nur ein Punkt macht eine kleine Schwierigkeit, allerdings hängt davon Ihre Ernennung ab, aber das kleine Opfer, welches Sie bringen, wird einer guten Sache gebracht. Sehen Sie, es würde keinen guten Eindruck machen, wenn Sie ihre offenen Beziehungen zu Fräulein Wolfthal fortsetzten. Man würde über Bevorzugung klagen, Reibungen würden entstehen und der Anstand muß doch auch gewahrt werden. Sie brauchen ja nicht augenblicklich . . ein so eleganter Mann, wie Sie, wird schon die Wege finden." — Heckebart verbeugte sich lächelnd. — „Ich werde Herrn

Horn in Kenntniß setzen, daß seine Direktion zu Ende ist, und dem Personale Ihre Ernennung mittheilen lassen!" Heckebart verneigte sich nochmals, der Bureauchef drückte ihm die Hand und der neue Direktor ging.

Er begab sich sofort zu Camilla, um ihr die frohe Botschaft zu hinterbringen. Die Geliebte kam nicht dazu in seinem Antlitz zu lesen, so stürmisch und triumfirend nahm sie die Nachricht auf. Erst später, als sie Heckebart betrachtete und seine Verlegenheit sah, da durchzuckte sie die Ahnung dessen, was ihr bevorstand. Heckebart, den jetzt die Reaktion niederbeugte und muthlos machte, verabschiedete sich rasch. „Er habe so viel zu thun!" hieß es. „Du kömmst doch Abends? Wir wollen Deine Ernennung feiern!" Der neue Direktor konnte die Einladung nicht abschlagen, er versprach zu kommen.

„Huber! Huber!" rief Camilla, nachdem der Kapellmeister geschieden. „Heckebart will mich verlassen, er wird mich verlassen!"

„Aber was fällt Ihnen denn ein! Er verdankt Ihnen ja die Stelle!"

„Eben darum. Er verdankt mir die Stelle! Glauben Sie, daß dieser Gedanke ihn länger beherrscht, als eine Minute? In der zweiten sind es eigentlich doch seine Verdienste, die das Meiste dazu beigetragen; in der dritten sagt er sich: ich sei nur ein Instrument in dem Orchester gewesen, das ihm den Triumfmarsch gespielt, und schließlich steht es ihm fest, daß ich im Gegentheile ihm sehr viel, wenn nicht gar Alles zu verdanken habe. Es ist ja wahr, er hat mir einige Rollen einstudirt!"

„Wie schlecht Sie aber von den Männern denken! Sie werden sehen, in dem Heckebart täuschen Sie sich!"

„Ich täusche mich nie! Ich kenne die Männer, ich kenne die Menschen!“

Camilla urtheilte nach sich und errieth deshalb zuweilen, was Andere in einem gegebenen Falle thun werden. Nebenbei war sie auch hie und da gerecht. Sie begriff oft eine Handlungsweise, wenn sie auch selbst darunter litt, und verzieh, denn sie sagte sich, ich hätte auch so gehandelt! Man findet in den Reihen der Blasirten gar oft Gerechte.

Camilla schritt unruhig auf und nieder.

„Darf ich Ihnen einen guten Rath geben?“ fragte Frau Huber.

„Nun?“

„Wir wollen uns überzeugen, ob Ihnen Herr Heckebart treu bleiben wird.“ Camilla sah ihre Begleiterin mit fragenden Augen an. — „Soll ich Ihnen Karten aufschlagen?“

Camilla wollte im ernsten Augenblicke unmuthig werden; sie seufzte dann sich ergebend, und lächelte. „Legen Sie die Karte!“ sprach sie.

Frau Huber setzte sich so rasch, als es ihre Fülle gestattete, an den Tisch, zog die Karten aus dem Sacke, und begann ihre Künste, während Camilla ohne Unterlaß hin und her schritt. Sie legte die Karten dreimal, immer war das Resultat: „Der Herzbub bleibt im Hause, eine große „Tafel“ steht in Aussicht und viel Geld!“ All' dies wollte nicht verfangen. „Er verläßt mich, er verläßt mich! Was soll ich beginnen!“ rief Camilla unaufhörlich. — Frau Huber wußte keinen Rath mehr. — „Und noch mehr! Er wird mich zurücksetzen, um zu zeigen, daß er unparteiisch ist! Ich kenne die Feigheit, die sich selbst nicht traut, und die ungerecht wird, weil sie zu schwach ist, um

gerecht zu sein. Zwar stürzen kann mich Niemand, des Erfolges bin ich gewiß. Aber wie wird man triumfiren, wenn er mich nicht beachtet, wenn der Mann, der bis jetzt an meinem Triumfwagen gezogen, nun verlangt, daß ich ihn bekränze! Was thun? Was thun? Wissen Sie denn gar nichts, wozu sind Sie denn eigentlich da, Huber?"

„Ich weiß ein Mittel!"

„Wollen Sie nochmals die Karte legen?" schrie die Sängerin. Camilla hatte ihre Ruhe, ihre Besinnung verloren.

„Nein, geben Sie ihm Ihr Blut zu trinken."

„Mein Blut, sind Sie toll?"

„Einige Tropfen von Ihrem Blute, und er kann nicht mehr von Ihnen lassen!" Camilla starrte Frau Huber an.

„Als ich zum Theater ging und in Preßburg anfing, da befand sich eine Zigeunerin bei unserer Gesellschaft. Plötzlich heiratete sie den Direktor. Die hat es mir vertraut, daß sie ihm einmal ihr Blut zu trinken gegeben."

„Glauben Sie, was Sie da sagen, Huber?"

„Ja, steif und fest glaube ich daran! Wollen Sie es thun?"

Camilla antwortete nicht. — Nach einiger Zeit sagte sie: „Treffen Sie die Vorbereitungen für heute Abend. Ich muß ausfahren, ich muß in die Luft, es ist hier unerträglich."

Die Gesellschaft versammelte sich des Abends ziemlich früh. Man wollte nicht säumig erscheinen dem neuen Direktor seine Glückwünsche darzubringen und man war gespannt zu sehen, wie er sich verhalten werde. Es galt bei dieser Gelegenheit wahrzunehmen, ob der Direktor

kleine Konflikte, in welche man mit dem Kapellmeister gerathen, nicht vergessen, es galt vor Allem zu beobachten, wie sich Heckebart gegen Camilla benehmen werde; denn daß er das bisherige Verhältniß nicht offen fortsetzen könne, war Allen klar. Man mußte wissen wie man mit ihm stand und wie man sich Camilla gegenüber stellen sollte. Die kleine Zahl derjenigen, die nicht zum Theater gehörten, trieb die Neugierde, denn der Held des Tages in den Theaterkreisen war Jener, der Neues über die Zukunft des Verhältnisses Heckebarts zu Camilla berichten konnte. Der Direktor ließ lange auf sich warten. Vorläufig, bis man eine entschiedene Position nehmen konnte, behandelte man Camilla als ob die Sängerin Leiterin des Theaters geworden wäre. Bewahrte sie ihren alten Einfluß, so war es klug ihr zu hofiren, verlor sie ihn, so war ihre Demüthigung um so größer. Camilla nahm die Huldigungen, die Redensarten: „Ich habe es immer gesagt, Heckebart wird noch einmal Direktor!“ — „Einen Würdigeren hätte man nicht wählen können, man müßte denn mit Blindheit geschlagen sein!“ u. s. w. wie eine Königin hin, aber wie eine Königin, die fühlt, daß ihr Reich den Abend nicht überdauern werde und daß mit dem Lichte des nächsten Tages die Herrlichkeit in Trümmer gehe.

Endlich erschien Heckebart. Man eilte ihm entgegen und schüttete das Füllhorn der Liebenswürdigkeit über sein Haupt. Er war erschöpft, ermüdet. Er hatte so zahlreiche Besuche gemacht, so vielen Menschen Rede stehen, so zahlreiche Glückwünsche in Empfang nehmen, so viele Hände schütteln müssen, daß jetzt seine Kraft zu Ende war und daß er Camilla kaum beachtete. Man bemerkte es und Camilla gerieth in fieberhafte Aufregung. Der

Treubruch selbst ging ihr nicht so sehr zu Herzen; aber daß man nicht so viel Herrschaft über sich besitze, um, sie schonend, eine Rolle wenigstens einen Abend hindurch festzuhalten, daß Heckebart sie dem Spotte und Gelächter und den noch viel empfindlicher treffenden Blicken des Bedauerns preisgegeben, das brachte sie außer sich. Sie hielt ihn für schlechter als er war, sie beurtheilte ihn auch diesmal nach sich. Es fiel ihr nicht ein, daß Heckebart sich künstlich zusammenhielt, weil er seiner nicht ganz sicher war, sie dachte nicht daran, daß er sich dessen schämte, was er gethan oder eigentlich, was er thun wolle. Denn daß Camilla ihn bereits durchschaut, kam ihm nicht in den Sinn. Man hält sich nie für undurchdringlicher, als wenn man täuschen will, und erstaunt darüber, wenn man sogleich errathen wird, ja, ist geneigt, Anderen einen überaus großen Scharfsinn zuzuschreiben, während man doch selbst durch sein unsicheres Benehmen zur aufmerksamen Beobachtung aufruft.

Die Gesellschaft war äußerlich belebt und heiter. Man sprach viel und trank noch mehr. Camilla suchte sich zu betäuben. Heckebart sprach die Sängerin mit „Sie“ an, so oft diese auch den traulichen Ton von ehedem anschlug. Niemand schien es zu bemerken, Jedermann wußte aber, woran er war. Camilla trat zu dem Direktor und raunte ihm in das Ohr: „Du bleibst hier, wenn die Gesellschaft mich verläßt?“

„Ich kann nicht. Ich habe morgen so viel zu thun!“

In diesem Augenblicke wollte man einen Toast auf das Wohl des neuen Direktors ausbringen. „Einen Augenblick Verzug, wenn ich bitten darf!“ rief Camilla „zu diesem Toast muß eine besondere Gattung Wein getrunken werden!“ Sie eilte in die Küche, von da in ein Neben-

zimmer, in dem sich Frau Huber befand. Diese saß vor einem Tische, hatte einen Fasan und ein Glas weißen Champagner vor sich. „Wo ist Ay Crêmant Rosé" rief Camilla. — „Hier sind die Flaschen im Eise" sprach Frau Huber. — „Geschwind eine Nadel." — „Was wollen Sie thun?" — „Eine Nadel, eine Nadel!" — Frau Huber reichte Camilla die Nadel. Diese schlug den weiten Aermel von ihrem Arme, stach in letzteren und ließ das Blut in das Champagnerglas fließen, welches auf dem Tische der Huber stand. Sie hatte tief gestochen, das Blut wollte nicht aufhören zu fließen. „Mein Sacktuch!" rief Camilla. „Binden Sie den Arm zu! So!" — „Aber liebe Camilla! ..." — „Jetzt rasch die Flaschen und folgen Sie mir!" Die Sängerin ergriff das Glas und barg dasselbe mit der Hand in dem weiten Aermel.

Camilla trat in das Speisezimmer. Man war aufgestanden und drängte sich. „Hier Ay Crêmant Rosé", rief die Sängerin, „meines Heckebart Lieblingswein. Wer entkorkt das rosige Naß?" Die Herren drängten sich, der schäumende Wein floß in die Gläser, man umringte den Direktor, Camilla reichte ihm rasch das Glas, er trank es aus. Schnell nahm es ihm die Sängerin aus der Hand und stellte ein Anderes vor ihn hin.

Heckebart sprach: „Nun genug! Ich muß die Gesellschaft bitten mich zu entschuldigen, aber der morgige Tag bringt mir so große Beschwerden!"

„Du bleibst!" raunte ihm Camilla zu.

„Sie sind sehr liebenswürdig, liebe Camilla, aber..."

„Du bleibst!"

„Ich gehe bestimmt, ich muß fort!"

Camilla hat den Arm Heckebart's ergriffen, dieser wand sich unsanft los .... Blut bedeckte seine Hand. Alles drängte

sich um Camilla. „Es ist nichts, es ist nichts!“ rief diese, „ein kleines Unglück! Entschuldigen Sie, daß ich mich zurückziehe. „Ein Wort nur,“ raunte sie Heckebart zu. Die Gesellschaft entfernte sich, der Direktor blieb. Er folgte Camilla, die sich rasch verbunden hatte, in deren Schlafzimmer. „Was ist Dir geschehen?“ — „Nichts! Davon ist jetzt nicht die Rede ... Du willst mich aufgeben?“

„Liebe Camilla . . .“

„Du willst mich aufgeben!“

„Höre mich ruhig an . . .!“

„Ja oder nein!“

„Die neue Stellung . . . man hat . . .!“

„ Ah so! Ich verstehe. Man hat es Dir verboten! Höre, ich werfe mich nicht zu Deinen Füßen, ich bitte nicht: bleibe bei mir, verlasse mich nicht. Aber Du wirst es thun! Ja, Du wirst es thun und ich werde Dir dann sagen, was ich Dir jetzt zurufe: Geh!“

Karneval.

Die Theaterprinzessin hält Hof!

Man sieht manchmal um die Mittagszeit in irgend einer abgelegenen Gasse der Stadt oder der Vorstädte eine Reihe von Wagen vor einem Hause halten. Das Haus hat nicht das Aussehen als ob es von vornehmen Leuten bewohnt würde; es sieht gut bürgerlich aus. Die Wagen sind theils Fiaker, theils Einspänner, also gemischte Gesellschaft. Manchmal hält ein oder der andere Miethwagen zwanzig Schritte vor dem Hause in sogenannter „frecher Entfernung"; zu nah, um nicht bemerkt zu werden, zu weit, um nicht zu kompromittiren. Ein Herr steigt aus, wirft den Wagenschlag mit solcher Gewalt zu, daß man es weithin hört und eilt nach dem Hause, vor welchem die Kutscher eine Gruppe bilden. Diese grüßen den Herrn ehrerbietig vertraut; er gehört zu Jenen, die von allen Fiakern Wiens gekannt werden. An den Fenstern des Hauses und jenen der Umgebung erscheinen, sobald man das Rasseln der Wagenräder hört, Köpfe, die sich, wenn sie den Aussteigenden erblickt, rasch zurück-

ziehen. Die Nachbarschaft kennt Alle, wenn sie öfter als zweimal Besuche in jenem Hause gemacht haben. Frägt man einen dieser Nachbarn: was denn da drüben in dem Hause vorgehe, ob Jemand heirate, getauft oder begraben werde, so erhält man zur Antwort: Die Theaterprinzessin hält Hof!

Die Theaterprinzessin hält Hof! Das heißt: ein weibliches Mitglied eines Theaters, welches das Glück hat jung zu sein und zu gefallen — der Grad von Schönheit entscheidet weniger — und welches noch darauf hält, die Besuche zu einer Zeit des Tages zu empfangen, wo alle Welt es sehen kann, bestimmt gewöhnlich, um die Bitten derjenigen Herren zu erhören, welche die Erlaubniß nachgesucht, ihre Aufwartung machen zu dürfen, einen oder zwei Tage der Woche, wo es zu festgesetzter Stunde zu Hause ist. Man hat seine Toilette glücklich zu Stande gebracht, oft unter großen Anstrengungen der Kasse oder der Kombinationsgabe aus zwei alten Kleidern ein neues zu gestalten, denn die Herren, welche den Hof einer Theaterprinzessin bilden, sind gewöhnt mit eleganten Frauen umzugehen und prätendiren von Damen, welchen sie die Ehre ihres Besuches erweisen, nicht nur Schönheit, Jugend und Geist, sondern auch hübsche Toilette. Letztere besitzen sie ja selbst. Man hat gespeist, zeitlich zu Mittag gespeist, denn man besitzt immer guten Appetit, weil man nicht Gelegenheit findet, kulinarische Exzesse zu begehen. Man sitzt nun auf dem Sofa, dem Prachtstück der Einrichtung, die der Tapezierer gegen ratenweise Abzahlung geliefert, und erwartet den Besuch der Fürsten und Grafen, Künstler und Schriftsteller, die den Hof der vielbeneideten Theaterprinzessin bilden. Man hält ein Buch in der Hand, Schiller, Goethe oder Shakspeare, wenn man dem re-

zitirenden Schauspiele angehört; Sängerinnen ziehen das Klavier vor und lieben es, daß die schrillen Töne der Thürglocke die Glockentöne ihrer Passagen verstummen machen. Noch eine kühne Figur . . . dann Stille, rasch vor den Spiegel, ob das Haar in Ordnung sei, das bezauberndste Lächeln um die Lippen geheftet, die vielleicht eben noch unmuthig gezuckt, und man empfängt huldvoll die Besuchenden.

Wer diese Besucher sind, was sie wollen? Nichts, sie wollen nur plaudern. Manchmal hat Einer von ihnen auch den Ehrgeiz, es gerne zu hören, daß man sagt: er zähle zu den Verehrern dieser oder jener Dame vom Theater. Es sind dies Herren, die den ganzen Tag hindurch keine Beschäftigung haben und so wie Manche dem Kartenspiele verfallen oder andern Leidenschaften, so geben sich diese dem Enthusiasmus für das Theater und die jungen Damen vom Theater hin. Diese Herren sind entweder noch nicht verheiratet oder schon einige Zeit verheiratet. Sie finden es interessanter, mit Schauspielerinnen zu verkehren, als mit den Damen ihres eigenen Standes; denn diese unterhalten sich zumeist über Schauspielerinnen, da ziehen es einige Kavaliere vor, sich mit den Künstlerinnen zu unterhalten. Der Umgang mit den Damen vom Theater erspart auch die Lektüre der Zeitungen; ja, man ist oft besser unterrichtet als die Sammler von Theaternotizen. Man vernimmt aus erstem Munde die Besetzung neuer Stücke, man findet früher als im Journale das „Repertoire" und man hört, was man nur selten zu lesen bekömmt, alle kleinen pikanten Nachrichten und Skandale. Das Theater erhält größeren Reiz durch den künstlerischen Umgang, und man erlangt, wenn man längere Zeit sich dieser angenehmen Beschäftigung hingegeben, eine

Kenntniß der Literatur, die Einen mit der Zeit zu der Würde eines Theater-Intendanten oder Kunst-Mäcens qualifiziren kann, wenn man dazu geboren ist.

Der Umgang mit Damen vom Theater verleiht aber auch den vornehmen Herren eine gewisse soziale Stellung. Dadurch, daß sie Theater-Habitués werden, daß man sie nach beendeter Vorstellung an der Ausgangspforte harren und während der Bälle die illustrirende Umgebung der Künstlerin bilden sieht, werden die Herren bekannt, ja in gewissem Sinne populär. Man schreitet ganz anders einher, wenn man weiß, daß alle Welt Einen kenne. — Und wie werden diese Herren mit den Damen vom Theater bekannt? Man geht öfter in das Theater, sitzt in der ersten Bank, applaudirt, man wird bemerkt, erhält ein dankbares Lächeln, dann beobachtet man, wer von den Herren der Umgebung noch freundlicher angelächelt wird, man frägt den Herrn, ob er die Dame kenne und sagt er ja, so ersucht man ihn, Einen vorzustellen. Das heißt, wenn man nicht bis zum Karneval warten will, wo auf jenen Bällen, welche die Damen vom Theater mit ihrer Gegenwart schmücken, wie es stets in den Berichten heißt, eine Generalvorstellung, eine Art Messe stattfindet, wo ein Herr, der eben erst vorgestellt wurde, sich die Erlaubniß ausbittet, seinen Freund vorzustellen, und wo schließlich Alle fragen, ob sie so frei sein dürfen, einen Besuch abzustatten.

Und die Damen vom Theater? Warum ertragen sie es einigemale in der Woche, sich zwei Stunden lang mit Herren zu langweilen, die sie kaum kennen, die hie und da nicht einmal plaudern, sondern es sich bequem im Fauteuil machen, sich unterhalten lassen und schließlich manchmal gerade nicht dazu beitragen, den Hermelin

weißer zu machen? Kann man denn ohne Applaus leben und wer applaudirt auch das ganze Jahr hindurch, als die Enthusiasten? Kann man ohne Blumen leben und wer sendet auch Blumen, als die Enthusiasten? Kann man ohne Hof leben und wer bildet auch den Hof nach dem Theater oder auf Bällen, als die Haus-Enthusiasten? Um diesen Preis erträgt man jene Herren, welche den Hof einer Theaterprinzessin bilden.

Als Konrad Heil eines Tages zur bestimmten Stunde Marie Frohberg besuchen wollte, sah er, daß vor dem Hause noch einige Wagen hielten. Unmuthig ging er in der Straße weiter, kehrte dann, als er ein Stück Weges zurückgelegt hatte, wieder um, fand, daß Marie noch immer Hof hielt, fing die Wanderung von Neuem an, bis endlich die Straße rein war. Er hatte seine gute Laune verloren; der Gedanke an die Szene, die sich eben bei Marie abgespielt, während er in immer steigender Unruhe die Straße auf und nieder ging, hatte seinen Blick getrübt. Als er bei Marie eintrat, leuchtete nicht die Freude aus seinen Augen, die ihr sonst immer in dem Augenblicke des Wiedersehens so warm entgegenstrahlte, seine Stimme bebte bei den Worten des Grußes und er vermochte es nicht, Marien die Hand zu reichen. Das Mädchen, welches ihm herzlich entgegengeeilt war, wurde durch Konrads Grimm zurückgestoßen und angefröstelt und so saßen sie einander gegenüber: Konrad es vermeidend, ihr geradeaus in das Auge zu blicken, Marie beobachtend und wartend, bis die Wolke verflogen sei, die ihn umschattete. Auf dem Tische standen einige schöne Blumensträuße. Konrad, der sich gewöhnt hatte, dieselben nicht zu beachten, richtete heute, förmlich mit Wollust in seinem Innern wühlend, unaufhörlich

stechende Blicke nach den Blumen, Blicke, die sich wie die Saugrüssel der Nachtschmetterlinge in die Kelche der unschuldigen Blüthen senkten. Marie fühlte, daß es Konrad verletzen müsse, die Blumen gerade vor sich zu finden; sonst hatte sie dieselben immer zur Zeit, wenn Konrad kam, in das Eintrittszimmer gestellt, aber heute hatte sie daran vergessen, vergessen, wie sie zu sich selbst entschuldigend sagte, weil der letzte Besucher sie eben erst verlassen. In Gegenwart der Herren, die ja die Spender der anonym übersendeten Bouquets sein konnten, mußte es aber scheinen, als ob man die duftige Gabe der Aufmerksamkeit schätze. Marie fühlte, daß der Unmuth Konrads nach einer Veranlassung suche, um sich daran zu heften und sie fragte deshalb, gerade auf das Ziel losgehend: „Was haben Ihnen denn heute wieder die armen Blumen gethan?"

„Die Blumen sind unschuldig, obwohl ich diese Gattung von Sträußen nicht besonders liebe."

„Darf ich um den Grund fragen?" sagte Marie, sich in den scherzhaften Ton hineinzwingend.

„Sie sind im Blumenreich, was die Marionetten im Gebiete des Theaters. Sie sind auf Draht gezogen."

„Folglich haben sie gar keine Bedeutung, außer man müßte, wie Sie, ihnen mit Gewalt welche beilegen."

„Den Blumen lege ich auch keine Bedeutung bei, ich bin nur überrascht über die Fürsorge, welche sie hiehergestellt hat, um mir bei meinem Eintritte Freude zu bereiten."

„Sie sind schlechter Laune, lieber Freund."

„Nun denn ja! Ich bin schlechter Laune, wenn Sie meine Empfindung durchaus mit diesem Ausdrucke bezeichnen wollen. In Wahrheit aber ist es mir wehe um's Herz. Glauben Sie, es gewähre mir gar so besonderes

Vergnügen, eine Stunde lang der Straße auf und nieder zu gehen und des Momentes zu harren, wo diese Herren Sie verlassen haben und mir das Glück zu Theil wird, endlich Einlaß zu finden?"

„O, Sie sind eifersüchtig!"

„Eifersüchtig? Nein! Ich vertraue Ihnen grenzenlos, das wissen Sie. Diese kleinen Nichts des Verkehrs in Theaterkreisen, denen Sie nun einmal nicht entsagen können, weil dieselben, wie Sie sagen, unzertrennlich von Ihrer Stellung sind, was ich übrigens nicht zugebe, an sie habe ich mich gewöhnt. Ich denke nicht einmal mehr daran, daß das Mädchen, welches ich anbete, an Blumenbouquets Freude finden kann, von denen man stets glaubt, sie seien eine kleine Aufmerksamkeit von Seite eines enthusiastischen Millionärs mit oder ohne Wappen, während sie doch oft nur die Gabe eines armen überspannten Jungen sind, der Hunger leidet, um Ihnen einen Strauß schicken zu können, den Ihr Mädchen am dritten Tage in den Leichenwagen der menschlichen Genüsse wirft."

„O!" rief Marie.

„Seien Sie überzeugt, daß ich nicht übertreibe. Ich habe Studien gemacht in den — Läden der Blumenverkäufer, wo man ein gutes Stück Menschenkenntniß zu gewinnen im Stande ist. Diese Blumen also erwecken eben so wenig meine Eifersucht, wie die Besuche, aber Zartgefühl halte ich für untrennbar von wahrer Liebe, und Zartgefühl würde Sie veranlassen, Alles zu vermeiden, was in mir unangenehme Empfindungen erwecken könnte, es würde Sie bestimmen, diese Blumen zu verbergen, bevor ich komme. Wenn man wie eine Heilige verehrt wird, sollte man darauf bedacht sein, Alles zu vermeiden, was Einen daran erinnert, daß man denn doch nicht

von den kleinen Eitelkeiten der — Künstlerin frei ist. Ginge es nach meiner Empfindung, würden Sie von Niemand Blumen annehmen, als von mir."

„Nun wären Sie ja vollkommen im Tone der Strafpredigt! Sie sind recht undankbar! Ich bin gezwungen, will ich nicht die kleine Anzahl von Freunden, die ich habe, gewaltsam von mir stoßen, will ich nicht meine Laufbahn, die ohnedies nicht rosig ist, mit noch mehr Hindernissen versehen, diese kleinen Nichtigkeiten zu ertragen. Glauben Sie, es sei gar so angenehm, zwei Stunden hier zu sitzen und die Redensarten dieser Herren anzuhören; freundlich und artig zu sein und zu lächeln, ohne auch nur durch eine Miene oder ein Wort Männer, welche nur allzu bereit sind, bei dem ersten Anlasse, der sie hierzu ermuthigte, sich gegen uns Freiheiten herauszunehmen, hierzu zu ermuntern? Glauben Sie, es sei gar so angenehm, sich zusammenzuraffen und diese Herren zu unterhalten, während unser Geist in der Ferne weilt, während wir den Moment herbeisehnen .... während ich mich auf den Augenblick freue, der Sie mir bringt! ... Sie sind recht undankbar!"

„Marie!" rief Konrad bewegt und reichte ihr die Hand. Das Mädchen wandte den Kopf ab.

„Liebe Marie!" sagte Konrad und trat auf sie zu.

„Bleiben Sie hübsch ruhig sitzen. Sprechen wir von etwas, was uns Beide nicht aufregt. Ich soll heute einen Theater-Maskenball besuchen."

„Sie! Wie kämen Sie dahin."

„Eine bekannte Dame, die einen Maskenscherz mit ihrem Manne vor hat, hat mich gebeten, sie zu begleiten. Ich würde maskirt gehen; ich habe diese Bälle noch nicht gesehen. Niemand würde mich kennen."

„Ich möchte Ihnen davon abrathen, liebe Marie."

„Aus welchem Grunde?"

„Diese Bälle finden nicht an dem Orte statt, wo ich Sie gerne sehen möchte."

„Würde ich Sie dort finden?"

„Der Doppelsinn meines Wortes entsprang nur der Verlegenheit ... der Schwierigkeit, mich klar auszudrücken."

„Aber ich bin ja maskirt."

„Mir gegenüber nicht. Ich würde es wissen, und der Gedanke daran würde unangenehme Empfindungen in mir erwecken."

Konrad nahm Abschied. Er war wieder ruhig und still geworden. Marie sagte: „Sie hatten versprochen, mich und die Sängerin strenge von einander zu halten, mich zu lieben und die lästigen Fesseln nicht zu beachten, die ich als Künstlerin im Verkehre mit der Gesellschaft tragen muß. Sie sind sich heute untreu geworden. Werden Sie künftighin Ihr Wort besser halten?"

„Ich dachte nicht, daß es mir so schwer würde, aber ich werde es thun."

Konrad schritt nach der Thüre, blieb stehen, Beide sahen einander noch zärtlich an und Konrad ging.

Den Abend brachte er im Kreise von Bekannten zu. Alle wollten den Theater-Maskenball besuchen und forderten Konrad auf, desgleichen zu thun. Er lehnte es mit Entschiedenheit ab. Marie befand sich ja nicht dort und er zog es vor, ungestört an sie zu denken, anstatt mitten in einem bewegten Maskentreiben theilnahmslos, wie eine unverstandene Seele, einherzuwandeln. „Nun, so begleiten Sie uns wenigstens bis zum Theater," sagten die Bekannten. Das acceptirte Konrad. Man fuhr in einem geräumigen Wagen. Während der Fahrt erfaßte plötzlich

BIBLIOTHECA CIVITATIS

Konrad die Idee: Marie könne dem Maskenballe doch beiwohnen! Einer der Bekannten, mit denen er soeben fuhr, gehörte nämlich zu dem Kreise, welcher den Hof Mariens bildete und er war es gewesen, der am meisten darauf bestanden, den Maskenball zu besuchen. Sollte er Kenntniß haben, daß Marie erscheinen werde? Schon überlegte Konrad, ob er nicht doch den Ball besuchen solle. Da hielt der Wagen vor dem Thore, die Bekannzen sagten nochmals: „Kommen Sie mit!“ Doch Heil sprach: „Nein!“ Der Wagen wurde geschlossen und Konrad ließ sich nach Hause fahren. „Marie wird den Ball nicht besuchen,“ hatte er zu sich gesagt, „sie hat mir so viel wie ihr Wort gegeben, wenn sie es auch nicht laut ausgesprochen; sie weiß, daß es mich verletzen würde, sie wird nicht gehen.“ Je weiter er sich aber von dem Orte entfernte, den er eben gemieden, desto lebhafter drang sich ihm die Ahnung auf: Marie werde doch dort sein. Das Blut stieg ihm zu Kopfe, sein Herz begann lebhaft zu schlagen. „Sie ist dort, sie ist dort!“ sprach es in ihm. Und als er vor seinem Hause ankam, war er von einem förmlichen Fieberschauer ergriffen. Während er aus dem Wagen stieg, trieb es ihn, noch einmal umzukehren. Da umfing ihn die Nachtluft, er lächelte und sprach zu sich: „Nein, nein! das ist Marie nicht im Stande! Woher dieser falsche Tropfen Blutes in meinem Herzen, woher das Mißtrauen, das mit seiner Kralle meine Brust ritzt! Aus den Blumen kam das Gift!“

Des andern Tages gab es noch einen Augenblick, in dem Konrad versucht war, zu Marien zu eilen, um sich zu überzeugen, ob sie dem Balle beigewohnt habe. Allein, er wies es weit von sich, und beschloß, sich selbst seines Mißtrauens wegen strafend, ihr ferne zu bleiben.

Auch sang Marie an dem Abende die „Agathe" im Freischütz, und man war übereingekommen, daß Konrad an den Tagen, wo die Sängerin beschäftigt war, sie nicht besuche. Sie sei so aufgeregt vor dem jedesmaligen Auftreten, hatte Marie gesagt, daß sie nur noch befangener und verwirrter werden würde, wenn sie Konrad sähe. Sie würde sich da nicht so sehr mit ihm befassen können, wie er es wünsche und sie auch. Diese Tage gehören der Kunst, meinte Marie. Die Freundschaft . . . „muß sich mit einigen Minuten an einem oder dem andern von jenen Tagen begnügen, über die Sie frei verfügen können!" fügte Konrad hinzu, was ihm von der lächelnden Marie den Vorwurf der Ungenügsamkeit zugezogen hatte.

Konrad verfügte sich erst an dem zweitnächsten Tage zu der Sängerin. Als er in dem Vorzimmer seinen Paletot ablegte, sah er, daß das Dienstmädchen eben einen schwarzen Dominomantel in den Garderobekasten that. „Ist heute Maskenball?" fragte Konrad. „Nein, dies ist der Anzug", sagte das Mädchen, „welchen das Fräulein vorgestern getragen." Das Herz Konrads stand still. Er preßte die Hand an seine Brust und ohne zu überlegen und zu wissen, was er thun wollte, trat er rasch in das Zimmer. Er sah Marie im zweiten Gemache, den Kopf in die Hände vergraben, sitzen. Er trat ein. Ein blasses bekümmertes Gesicht schaute ihm entgegen. Der Gedanke, Marien könne ein Unfall begegnet sein, drängte seinen Schmerz zurück und er fragte: „Was ist geschehen?" — „Setzen Sie sich! Sie wissen, daß ich gestern die „Agathe" gesungen. Ich habe Unglück gehabt. Früher war mir die Partie gelungen; je länger ich sie aber darstelle, je mehr ich mir Mühe gebe, je reiflicher ich sie überdenke, desto weniger kann ich mich in derselben zurechtfinden, ich kann

nichts mehr daraus machen. Ich fühle das und werde unsicher. Während ich singe, zersetzt sich mir fortwährend die Partie im Kopfe; ich überlege, ob ich die Szene in dieser oder in jener Art spielen solle und das bringt mich um alle Wirkung im entscheidenden Momente. Gestern nun hat man gezischt. Sie können nicht glauben, welche Nacht ich zugebracht, wie unglücklich ich gewesen. Aus der „Agathe" ist nichts zu machen. Es läßt sich durch das Spiel keine Wirkung hervorbringen."

„Doch, doch!" meinte Konrad.

„Beweisen Sie es mir."

„Wir haben uns das Wort gegeben, einander nicht daran zu erinnern, daß Sie dem Theater angehören."

„Daran erinnern Sie mich in dem Augenblicke, wo Sie mich leiden sehen? Was soll ich thun? Woran fehlt es mir? So sprechen Sie doch, wenn Sie es wissen! Woran fehlt es mir?"

„An Herz!"

„An Herz!" sagte Marie und sah Konrad an, während eine Thräne in ihrem Auge schimmerte.

Konrad wollte ihr die Worte zurufen, die fortwährend wie ein Kreisel sich in seinem Kopfe bewegten: „Warum gingen Sie auf den Maskenball?" Aber die Thränen Mariens drängten sein Leid zurück und er sagte: „Nun ja, an Herz! Denn, wenn Sie sich mit der Rolle ernstlich beschäftigt und darüber nachgedacht, so muß Sie doch schließlich Ihre Verstandesarbeit dahin geleitet haben, daß die „Agathe" aus dem Herzen, aus der Empfindung heraus gespielt werden müsse. Aber das sind die Wirkungen des Theaters! Was man nicht trifft, ohne zu wissen, warum man es trifft, das kann man nicht. Das Theater tödtet das Herz, die Empfindung, die Einfachheit

und die Natur. Treue und Glauben schwinden. Man glaubt nicht, man vertraut nicht. Man mißtraut und verdient auch nur Mißtrauen. Schein ist Alles ....“

Marie war in starker nervöser Spannung. „Ich frage Sie um Rath, ich bitte Sie, mir zu sagen, wie man die „Agathe“ spielen soll und Sie ergehen sich in unverständlichen Deklamationen über das Theater! Was soll ich aus Ihren Reden machen?“

Konrad kam zu sich und begriff, daß er in dem Momente, als er anfangen wollte, Marien über die Rolle der „Agathe“ Aufschluß zu geben, nur an die Vorwürfe gedacht, die er ihr darüber hatte machen wollen, daß sie auf dem Maskenballe erschienen. Er preßte die Hand an seine Stirn, schloß einen Augenblick die Augen und sagte dann: „Verzeihen Sie, aber ich war eigentlich doch bei der Sache. Die „Agathe“ kann man treffen, wenn man selbst naiv ist und nicht viel über die Rolle nachgedacht hat; man spielt dann eben nur sich selbst, ein reines, unbefangenes Kind. Fängt man aber an, darüber nachzudenken, so muß das Resultat dieses Nachdenkens, wenn man nicht auf halbem, verwirrenden Wege stehen bleiben will, das sein: daß man mit Bewußtsein zu der größten Einfachheit und Wahrheit zurückkehrt. Die „Agathe“, wie ich sie mir denke, liegt freilich weit ab von der Schablone, die man gewöhnlich auf dem Theater zu sehen bekömmt, von jener „Agathe“, die nur daran denkt: daß ihr das weiße, um ihre Stirn gewundene Tuch recht gut stehe; die dann, wenn sie aus dem offenen Fenster in die Ferne lugt, sich mit dem Nebengedanken beschäftigt: ob das Publikum auch ihr hübsches Füßchen sähe, auf dessen Spitze sie sich, im Takte abgemessen, schwingt, wenn sie dem nahenden Max graziös

mit dem weißen Taschentuche winkt. Dann stürzt plötzlich, ohne Uebergang im Mienenspiel, eine solche „Agathe" bis knapp vor den Souffleurkasten und singt ihr: „All meine Pulse schlagen", oder wie die Stelle lautet, mit zitternder Stimme, aber unbeweglichem Körper, nicht ergriffen und nicht ergreifend. — Haben Sie schon daran gedacht, was ein Mädchen empfindet, das wirklich liebt und durch düstere Vorzeichen geängstigt am Tage vor der Vermälung dem überlange ausbleibenden Geliebten zagend entgegenharrt? Wie es ohne Rast und ohne Ruhe, quälend und gequält, zitternd und beängstigt den Augenblick herbeisehnt, der den Geliebten bringt, wie es zum Fenster eilt, fruchtlos hinausstarrt, betrübt zurückkehrt, wieder an das Fenster tritt, da ... endlich den Ersehnten zu erblicken glaubt, aufschreit, das Tuch mit zitternder Hand bewegt, als wolle Agathe mit demselben die Sorge davonscheuchen, und es zugleich flattern lassen, um Max zu zeigen, daß sie seiner denke, daß sie seiner harre und wie sie dann jauchzt in jubelndem Frohlocken, daß die Töne quellen, einander überperlend, wie das Pochen eines vor Freude überwallenden Herzens? Aus dem Herzen heraus muß man Agathe spielen, dahin muß Einen der Verstand zurückleiten."

Marie hatte Konrad aufmerksam zugehört, sie hatte begriffen, was er über die Rolle gesagt, ihn selbst aber, den Zustand, in dem er sich augenblicklich befand, nicht verstanden. Sie reichte ihm die Hand und sprach: „Ich werde mich bemühen, nach Ihren Andeutungen zu spielen."

„Das soll mich freuen ... Sie pflegen sonst meine Andeutungen nicht allzu pünktlich zu befolgen."

„Ich hätte Ihnen nicht gehorcht?"

„Sie waren auf dem Maskenballe!"

„Nein!“

„Ihr Mädchen hat es mir gesagt.“

„Sie haben gefragt?“

„Nein. Ich sah zufällig den Mantel, denn Sie getragen und hörte, daß Sie den Ball besuchten.“

„Wer wird doch so etwas ernst nehmen! Nun ja, ich war auf dem Balle. Ich hatte der Freundin, ehe ich mit Ihnen gesprochen, mein Wort gegeben und mochte es nicht zurücknehmen. Ich habe auf dem Balle mit Niemand gesprochen.“

„Warum aber haben Sie geläugnet, als ich Sie gefragt? Das ist es, was mich schmerzt.“

„Ich kenne Sie und wollte nicht unnützer Weise Ihre schwarzen Gedanken hervorrufen.“

„Warum haben Sie geläugnet? Warum haben Sie mir eine Unwahrheit gesagt? Ich habe Ihnen bisher geglaubt wie der Wahrheit selbst. Ich habe Sie gebeten, immer wahr zu sein. Marie! Marie! Ich fürchte, Sie haben mein Vertrauen erschüttert. Wie soll unser Verhältniß ohne volles Vertrauen bestehen? Wie kann ich fortan jene Ruhe bewahren, deren ich bedarf, wenn ich mir nicht bei jeder Gelegenheit sagen kann, sie ist zwar all' den kleinen Gefahren des Theaterlebens ausgesetzt: aber ihr kann ich vertrauen!“

„Das können Sie nach wie vor. Ich glaube Ihnen!“

„Weil Sie wissen, daß ich Sie liebe!“

„Beruhigen Sie sich. Vertrauen Sie mir. Sie nehmen einen Scherz wie vollen Ernst. Und krönen Sie Ihr Werk. Ich singe nächstens wieder die Agathe. Gehen Sie in das Theater und sagen Sie mir, ob ich jetzt die Rolle richtig auffasse.“

„Wir hatten verabredet, daß ich das Theater meide . . ."
„Intereſſiren Sie ſich nicht für meine Entwicklung?"
„Gut denn! Ich werde kommen. Sie wollen es!"

Konrad Heil hatte die Gefahren gekannt, in die er gerathen würde, wenn er wieder regen Antheil an der theatraliſchen Laufbahn Mariens nähme. Dahin war die ſchöne Ruhe und Heiterkeit, die er ſich durch Beſchränkung und Abgrenzung, durch das ſorgfältige Bewahren des Geheimniſſes errungen! Seine Liebe trat aus dem heimlichen Halbdunkel der blumenumdufteten Waldeinſamkeit auf den Markt des Lebens, und zwar an jenen Punkt, wo das Treiben am lebhafteſten iſt. Feſt zwar war ſein Vorſatz geweſen; allein die Liebe wäre nicht jene Leidenſchaft, die Alles verdrängt, wenn ſie nicht auch inkonſequent machte. Vorſätze, Abſichten, Entſchlüſſe — was vermögen ſie gegen die Macht der Liebe! Dieſe legt leiſe den Finger an Felsblöcke und bringt ſie ins Rollen; ſie ſchmeichelt, ſie widerlegt, ſie überredet; ſie verwirrt die Sinne Desjenigen, der den erſten Bemühungen nicht unterliegt; ſie wirft den Helden nieder, den von Niemand Beſiegten, der ſich nun ſchämt, von ſeiner Leidenſchaft, von ſich ſelbſt bezwungen worden zu ſein, der gegen ſich ſelbſt wüthet, und es doch nicht vermag, ſtärker zu ſein, als er iſt. Eine Liebe unter Verhältniſſen, wie jene, in die nun Konrad gerathen war, gleicht der Leidenſchaft des Hazardſpielers, — überdies in einem Staate, in welchem das gewagte Spiel verboten iſt. Man empfindet ewig fieberhafte Unruhe; jede Wendung, jede Bewegung ergreift; man iſt ſtets auf dem Punkte Alles zu gewinnen und fürchtet Alles zu verlieren; alle Empfindungen verkehren ſich in ihr Gegentheil; man ſieht in Jedermann einen Nebenbuhler, kann das Spiel nicht laſſen und ſucht ſich

doch fortwährend zu verbergen, um nicht entdeckt zu werden; man kämpft Tag und Nacht einen Kampf, von dessen Unwürdigkeit man in den wenigen Augenblicken der Nüchternheit überzeugt ist; man verliert den Stolz, die Achtung vor sich selbst und hat bereits die Kraft eingebüßt, sie wieder zu erwerben.

Konrad besuchte nun wieder das Theater. Dadurch war die Beschränkung gebrochen, die er sich selbst auferlegt: Marie nur hie und da zu sehen; dadurch wuchs das Bemühen: ihr so oft als möglich nahe zu sein. Die Unruhe stieg und mit ihr der Anlaß zur Beunruhigung. Er hatte nur Augen für sie und wollte, daß auch sie nur Augen für ihn habe. Sie vermochte das, was sie für nothwendig hielt um Karrière zu machen, nicht hintanzusetzen. Sie wollte ihren Umgang nicht beschränken, ihr Benehmen nicht ändern, und so setzte das Verhältniß fortwährend neue Stacheln an, für Konrad und auch für Marie. Kleine Mißverständnisse sprangen hervor, um sich rasch wieder zu lösen; denn ein Wort, ein Blick Mariens genügten, um Konrad von der Lauterkeit ihres Wesens rasch zu überzeugen. Aber der Gang Beider durch das Leben glich dem Wandeln zwischen Rosensträuchen, an deren Dornen man sich fast mehr verletzt, als man sich an dem Duft der Blumen erfreut.

Konrad besprach mit Marien alle Rollen, die sie studirte. Er wurde in das gifterfüllte Spinnen all der kleinen Intriguen hineingezogen, in welche das Theaterleben ihn, den Dichter, noch mehr verwickelte, als jeden Andern. Er fing an — so sehr er sich auch dagegen immer gesträubt hatte und noch sträubte — Sympathien und Antipathien gegen einzelne Personen zu bekommen. Er sagte sich: daß er lächerlich werde, denn er fühlte,

daß er jeden Beifall, den Marie erhielt, auf sich bezog, daß er jeden Tadel, der sie traf, so empfand, als ob er gegen ihn gerichtet wäre, daß er als persönliche Hintansetzung ansah, wenn man Marie bei Besetzung der Rollen überging, daß er zitterte, wenn sie auftrat, daß er zu Boden sah, wenn sie sang, denn er meinte: das ganze Haus, alle Blicke seien auf ihn gerichtet und er befinde sich auf den Brettern. Er empfand an den Tagen, wo sie spielte, das Theaterfieber mit ihr, eilte zum Theater, wenn sie sich dahinbegab, um ihr noch ein Wort des Trostes zuzusprechen oder vielmehr durch ihren Blick beruhigt zu werden, er stand nach dem Ende der Vorstellung bei dem Ausgange der Sänger, verhüllt und vermummt, um noch einen Blick von ihr zu bekommen, um zu sehen: ob sie angegriffen sei, ob sie sich zufrieden oder beunruhigt fühle. Ja, als sein Harren vor dem Theaterthore hie und da einem Einzelnen aufzufallen begann, stellte er sich weitweg vom Theater auf der Straße, die Marie bis zu ihrem Hause zurücklegen mußte, auf, um sie vorüberfahren zu sehen, es dem Zufalle überlassend: ob sie aus dem Wagen heraussah und ihn erblickte, oder ob es ihm nur beschieden sein werde, die Genugthuung zu haben, den Wagen an sich vorüberfahren zu sehen.

Und dazu der Zweifel, der anfing, in Konrad's Herzen zu fressen. Von dem Augenblicke an, als Marie ihm eine Unwahrheit gesagt, war sein Vertrauen stärker erschüttert worden, als er es selbst zugeben mochte. Er vertheidigte Marie gegen die Stimme, die anfing in seinem Innern zu sprechen, er sagte sich: sie sei rein und lauter, sie könne, sie wolle nicht heucheln; aber das Mißtrauen hat etwas Elementares, wenn es hervorgerufen wird; es läßt sich durch keine Empfindung wegwischen. Die Leiden-

schaft kann es betäuben, aber die beglückende, allein seligmachende reine Liebe ist sie nicht mehr. Nicht Eifersucht war es, was Konrad das Herz mit banger Sorge wie mit Nadelstichen peinigte; denn er wußte, daß Marie ihn liebe, er wußte, daß sie ihm nicht treulos sein könne; aber das Mißtrauen, der Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit nährte sich an dem unbedeutendsten Vorfalle, an jeder Erscheinung. Die kleinen sozialen Hilfsmittel, deren die Künstlerin bedarf, wuchsen ihm zu Ungeheuerlichkeiten, wenn er sie wahrnahm, und was konnte, was mußte erst Alles geschehen, wenn er nicht zugegen war! Zu welchen Falschheiten, dachte er, mochte sich Marie versteigen, wenn sie nicht fürchten mußte, daß er sie beobachte.

Je mehr seine Beängstigung in dieser Richtung zunahm, desto mehr schwand auch seine Bescheidenheit und Zurückhaltung. Er machte Marien Vorwürfe, er begehrte Opfer. Ganz besonders hatte er die Blumen zum Gegenstande bittern Hasses gewählt. Er, der Freund der Blumen, verabscheute sie jetzt förmlich; er drang in Marie: sie möge von Niemand mehr Blumen annehmen als von ihm. Sie wies ihn sanft ab; in den Ernst seines Tones nicht eingehend, sprach sie scherzend: „Wozu sollte man sich denn so viele Stunden in der Woche rauben lassen, weshalb lasse man sich von einem Meere von Langweile umgeben? Wir brauchen diese Herren, damit sie uns Blumen streuen und Beifall spenden. Wollen Sie auch diese Rolle spielen?“

„Ich spiele eben keine Rolle. Bei mir gewinnt jedes Ding Leben und Bedeutung, was Sie umgibt. Diese Blumen, auf welchen den ganzen Tag Ihr Auge ruht, diese Blumen, deren Duft Sie einathmen, diese Blumen, welche Sie in Ihrer Hand halten, womit Sie Ihr

Haupt zieren und die Sie an jene Stelle heften, welche nahe Ihrem Herzen liegt, — diese Blumen würde ich, wenn ich an Ihrem Platze wäre, von keiner anderen Hand empfangen, als von der des Mannes, der mich liebt und den ich wieder liebe."

„Sie sehen die Sachen zu ernst an, Sie übertreiben!"

„Es ist möglich, daß ich ihnen zu viel Gewicht beilege; ich bin nicht in dem ewigen Rosengarten von Schiras aufgewachsen, der eine Künstlerin betäubend umgibt. Wenn ich ein Veilchen oder eine Rose gab, so dachte ich wahrlich nicht daran, was sie kosten, sondern was sie bedeuten. Bei mir repräsentiren sie die Sprache des Herzens und nicht den Klang des Geldes. Bei jenen Herren ist es anders. Die Blumen vertreten einfach die Stelle des Dieners, der, während die Herrschaft unten im Wagen wartet, hinaufgeschickt wird, um zu fragen, ob der Besuch acceptirt wird. Auch Sie denken darüber anders. Für Sie sind die Blumen ein Luxus, den Sie sich selbst nicht — gestatten wollen. Das mag hingehen, so lange man noch nicht die Sprache des Herzens kennen gelernt hat, so lange man noch nicht weiß: daß ein Veilchen ganz anders duftet, wenn es von der Hand jenes Wesens dargereicht wird, das man liebt, als jenes Sträußchen, das uns die abgezehrte, zitternde Hand des Bettelkindes darreicht und wofür wir demselben gleichgiltig ein Geldgeschenk hinwerfen. Aber kennt man einmal die wahre Blumensprache, dann muß man diese Sträuße fortwerfen, wie Briefe, denen man es an der Adresse ansieht, daß sie nichts Anderes verdienen, als ungelesen in den Papierkorb gelegt zu werden. So denke ich, so empfinde ich. Und wenn Sie es nicht thun, so muß ich annehmen: daß

Ihr Zartgefühl durch das Theaterleben — einigermaßen abgestumpft wurde."

Marie vermochte nicht mehr den Ton des Scherzes fortzusetzen. Sie war bewegt und versprach Konrad, keine Blumen mehr anzunehmen, die nicht von ihm kämen.

„Gut denn", schloß Konrad, „Sie besuchen morgen einen Ball. Darf ich Ihnen die Blumen schicken, deren Sie bedürfen?"

Marie kämpfte mit sich. Konrad sah sie ernst an. Er wußte nicht, was in ihr vorging. Es that Marien weh, daß Konrad für sie Opfer bringen sollte! Als sie jedoch sah, welchen Eindruck ihr Zaudern auf ihn machte, sagte sie: „Ich werde mit Freuden Ihre Blumen tragen. Und diesmal werden die Blumen auch für mich Bedeutung haben."

Konrad eilte sofort zu einem befreundeten Künstler und bat denselben, ein Hand- und Brustbouquet und einen Kranz zu zeichnen. Der Maler, ein Talent ersten Ranges, sah Konrad lächelnd an, fragte nicht, zeichnete rasch, kolorirte flüchtig und übergab einige Zeit darauf Konrad das Verlangte. Letzterer war hoch erfreut. Der Maler hatte, nach seinen Andeutungen, ein Kunstwerk geliefert.

„Jubeln Sie nicht zu früh!" sagte der Künstler, „ich glaube, Sie haben einen falschen Weg eingeschlagen. Man muß für unsere Bälle und für unsere Damen, wenn es sich um Blumenspenden handelt, nicht einen Künstler zu Rathe ziehen. Die Anerkennung künstlerischer Leistungen in dieser Richtung ist selten. Die Dekorirung unserer Säle, das grelle Licht und der Geschmack für das Grelle sind ihnen nicht günstig. Man muß nie etwas Besonderes wollen, wo das Gewöhnliche den größten Effekt macht; man muß nie das Einfache und das Schöne

betonen, wenn man nur Wirkung hervorbringen will. Sie hätten die Auswahl und die Zusammenstellung der Blumen der Blumenhändlerin überlassen sollen."

Konrad erwiderte: „Es handelt sich nicht so sehr darum, allgemeinen Effekt hervorzubringen, als das Wohlgefallen einzelner Kenner zu finden."

„Wenn die Kenner" — sprach der Maler — „nun aber selbst ihre Befriedigung darin suchen, allgemeinen Effekt hervorzubringen? — da ich nicht annehmen kann, daß Sie mit diesen Blumen geschmückt auf dem Balle erscheinen wollen!"

„Ihr Talent ist eben so groß, als Ihre Kenntniß der Menschen. — Aber es kann doch einzelne Fälle geben, die man eben nur zu beurtheilen im Stande ist, wenn man einen genauen Einblick in dieselben besitzt."

„Sie haben so sehr recht", sagte der Maler, „daß ich Ihren Worten keinen Widerspruch, sondern nur eine Bitte entgegenstellen will."

„Sprechen Sie!"

„Geben Sie Ihr Wort: daß Sie mir nie eingestehen werden — ich habe Recht gehabt!"

Konrad war seiner Sache so gewiß, daß er lächelte und das verlangte Versprechen gab.

Heil begab sich zu der Blumenhändlerin. Es war dies eine Frau von großem Geschmack und seltener Kunstfertigkeit. Allein sie verstand es nicht allein zierliche Blumen zum Kranze zu winden, auch ihr Geist war von großer Schmiegsamkeit, und der fortwährende Aufenthalt zwischen Blumen hatte ihr Wesen mit wohlwollender Milde überhaucht. Zu diesen Eigenschaften gesellten sich noch jene, welche eine Blumenhändlerin ersten Ranges unbedingt besitzen muß: sie war wie ihre Blumen —

verschwiegen! — Die Blumenhalle, in welcher sie herrschte, kam Konrad, der oft in derselben verweilte, vor, wie ein Tempel; das Kabinet, in welchem die Dame arbeitete, verglich Konrad mit einer Kapelle, in welcher die Priesterin der Blumen gar oft unfreiwillig die Beichte vernahm.

Die Blumen üben auf Jeden einen mildernden, sänftigenden Einfluß. Wer immer auch in den großen Saal eintrat — der stets einem Garten glich, zusammengestellt aus den seltensten Bäumen und Sträuchen, prunkenden, duftenden Blumen und zierlichen, grünen Schlinggewächsen und Moosen — dessen Schritt sänftigte sich, so rasch er auch eingetreten sein mochte, dessen Stimme wurde gedämpfter, so sehr es auch sonst seine Gewohnheit war: sie laut ertönen zu lassen. Kam man dann in das Kabinet der Blumenkünstlerin, so gewann man — so delikat auch die Mittheilung sein mochte, die man derselben zu machen hatte, zu machen gezwungen war — rasch Zutrauen. Ihre Reserve in Blick und Ton, die Unbefangenheit und Bescheidenheit erweckten volles Vertrauen. Was man ihr auch sagte, nahm sie mit so unbeweglicher Miene, die aber doch durch die Freundlichkeit des Auges jede Kälte und Starrheit verlor, ruhig entgegegen. So wie man keine Scheu hat, dem Arzte die wunden Stellen seines Körpers zu enthüllen, so befand man sich ihr gegenüber auch nicht in Verlegenheit, wenn es galt, kleine Schwächen der Seele bloszulegen. Sie machte den Eindruck eines unter Blumen lebenden Arztes: wie sie mit Scheere, Zange und Draht bewaffnet und versehen, die Blumenköpfe von den Stengeln löste, sie manchmal förmlich secirte, sie am Drahte befestigte und zu dem Bouquet oder Kranz zusammenfügte. Wenn sie eine Mittheilung delikater Natur entgegennahm und dieselbe in ihr kleines

Portefeuille einzeichnete, so kam sie Einem vor, wie ein Arzt, der ein Rezept schreibt. Man war sicher, daß das Geheimniß zwischen Demjenigen, der genöthigt war, es zu vertrauen, und der Dame, die es entgegennahm, bleiben würde. Wie es bei ihr nur eines Wortes bedurfte, um die Wünsche der Besteller in Bezug auf die Wahl der Blumen und die Zusammenfügung derselben zu errathen, so genügte eine Andeutung, eine rasch hingeworfene Bezeichnung, um zu wissen, was mit dem Blumenschmucke zu geschehen habe, wenn er vollendet aus ihrer Hand hervorgegangen sein werde.

Es gibt so viele Nuancen in der Frage, die eine Blumenhändlerin von Welt an den Besteller zu richten hat, wenn dieser selbst zurückhaltend und reservirt ist, daß nur Scharfsinn und längere Uebung hierin zur Meisterschaft führen können. Zwar, wenn ein Ehemann eintritt mit dem Bewußtsein der vollen Berechtigung, vor aller Welt offen handeln und laut sprechen zu können und sich rings umsehend, die Bestellung etwas gleichgültig und leicht hingeworfen macht: „Haben Sie die Güte, meiner Frau für morgen Abend ein Bouquet in dieser und dieser Farbe zu schicken", — da bedarf es keiner weitern Kunst, als den Namen in das große Register einzuschreiben. Auch wenn der Bräutigam eintritt und mit strahlendem Antlitz einen Strauß für seine Braut verlangt, den er abholen lassen werde; oder wenn die Rücksichtslosigkeit, in höherem oder geringerem Grade kompromittirend, ein Handbouquet verlangt und näselnd hinzufügt: „Schicken Sie es an Fräulein So und So, Hausnummer diese oder jene", so ist die Aufgabe der Blumenhändlerin keine schwere. Aber dann tritt ein Herr ein, den es bereits in Verlegenheit setzt, wenn die Blumen-

händlerin frägt: „Darf ich um die Farbe des Haares und des Kleides der Dame bitten?“ Dies ist das Zeichen für die Blumenhändlerin, ihre Gewandtheit und die Kunst ihrer Diplomatie zu entwickeln. Sie besteht fortan nur mehr auf dem Angeben der Farbe des Kleides, lenkt den Herrn durch liebenswürdiges Sprechen und durch den gedämpften, bis zum Lispeln herabgestimmten Ton ihrer Stimme zum Vertrauen und gelangt dann durch eine rasche und unscheinbar hingeworfene Frage dazu: die Farbe der Haare jener Dame, für welche das Bouquet bestimmt ist, zu erfahren. Sie weiß auch, ob sie diesen Herrn fragen soll: „Darf ich den Strauß in Ihr Haus schicken, oder wird er abgeholt werden?“ um ihn nicht in eine neue Verlegenheit zu setzen. Sie weiß, ob sie die Frage an ihn richten darf: wie theuer das Bouquet sein solle. Sie sieht es ihm an den Augen an: daß ihm kein Preis zu hoch sei; die kluge Frau schließt aber denn doch aus dem ganzen Wesen des Bestellers, wie hoch der Preis sein dürfe — ohne ihm wehe zu thun. Nie thut die Frau eine Frage, die darauf hindeuten würde, als ob sie sich erinnere: je einen Auftrag bereits vollzogen zu haben, denn die Blumenhändlerin hat Erfahrung und weiß: daß dieselben Herren nicht immer für dieselben Damen Blumen kaufen.

Da Blumen die zarteste Gabe sind, so ist die Blumenhändlerin einer großen Stadt, welche die vornehme Welt mit Blumen versieht, im Besitze fast aller Geheimnisse des Herzens: der zartesten, wie der minder zarten — der Rosen der Liebe, wie der Kamelien vertrauter Freundschaft.

Konrad legte der Frau die Zeichnungen vor und bat sie, dieselben auszuführen. Sie sagte: „Ich sollte Ihnen

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

eigentlich zürnen, daß Sie mir nicht die Ehre des Entwurfes überlassen, doch mir genügt — die große Schwierigkeit der Ausführung. Uebrigens bedarf ich einigermaßen der Zerstreuung, welche mir diese Arbeit bereiten wird. Ein Vorfall hat mich heute sehr unangenehm berührt. Eine meiner besten Kundschaften, zugleich aber auch eine meiner unangenehmsten, ist heute gestorben. Denken Sie, der junge Mann, den Sie gewiß gekannt haben — sie nannte seinen Namen — war von den Aerzten aufgegeben. Er wußte das, und wollte sogar den Tag kennen, an dem er sterben werde. Er war ein leidenschaftlicher Theaterenthusiast und mochte, trotzdem er krank war, den Theaterbesuch nicht aufgeben. So saß er denn täglich im Theater — in der Oper — geschminkt, damit man seine tödtliche Bläße nicht sehe, und schickte fast täglich zwei Sängerinnen Blumenbouquets. Er besaß noch einen Theil des kleinen Vermögens, welches er ererbt und das fast in Blumen aufgegangen war. Diesen zerlegte er genau in kleine Summen, die bis beiläufig zu dem Tage hinreichten, an welchem er dachte, daß es mit ihm zu Ende sein werde. Sich selbst gönnte der Kranke nicht einmal das Nöthigste! Gestern starb er — zwei Wochen später als er gedacht! Vor einigen Tagen noch war er bei mir und bat flehend: ich möchte ihm die Blumen nach wie vor liefern; er sei zwar jetzt nicht im Stande, sie zu bezahlen, werde es aber später sicherlich thun. Ich erfüllte seinen Wunsch mit Mißvergnügen. Aber nicht der Gedanke: daß ich das Geld verliere, erregte meinen Mißmuth, die geistige Krankheit, in welche der arme junge Mensch gefallen, war mir peinlich. Diese Damen!... Es ist eine ziemlich große Summe, die er für sie ausgegeben."

Die Blumenhändlerin schlug das Conto des Unglücklichen auf und zeigte es Konrad. Unwillkürlich fiel der Blick des Letzteren auf die Nebenseite und da sah er die zwei Adressen der Damen verzeichnet, an welche jene Blumen gesendet worden waren. Es waren die: Mariens und Antoniens. Konrad erbebte und empfahl sich rasch, mit dem Bedeuten: er würde am nächsten Tage die Blumen abholen.

Konrad kämpfte mit sich, ob er nicht augenblicklich zu Marien eilen und ihr erzählen solle, was er eben gehört. Er entschied sich, es nicht zu thun; denn er fühlte, daß er seiner nicht vollkommen mächtig war und fürchtete, in der Unterredung mit Marie bitter zu werden. Er verlebte den Abend und den nächsten Vormittag in peinlicher Erregung. Es gab Momente, in welchen er an Marien irre zu werden begann. Es waren dies Augenblicke, wo der Groll die Verstandesarbeit vollständig zu lähmen scheint und die finstersten Gedanken sich unser bemächtigen. Man ist da im Stande, dort Schwarz zu sehen, wo man eben noch das unschuldvollste, reinste Weiß erblickt; nichts ist so entsetzlich und empörend, was man Jenen nicht zutrauen würde, in denen man bisher sein Ideal erblickt! Dann aber wurde er wieder Herr seiner selbst, er beschwichtigte, beruhigte und tröstete sich mit Allem, was sein Herz nur zu Gunsten Mariens vorbringen konnte. Ob sie den jungen Mann auch nur gekannt; ob sie eine Ahnung von seinen Verhältnissen gehabt; ob sie auch nur leise vermuthet, daß die Blumen von ihm kommen! Darüber mußte sich Konrad doch erst Gewißheit verschaffen!

An dem Nachmittage, welcher dem Balle vorherging, holte Konrad die Blumen von der Händlerin, stieg in

einen Wagen, gab dem Kutscher eine Richtung, die auf Umwegen zu Marien führte — er wagte es nicht, in der Nähe des Blumenmagazins die Wohnung Mariens zu bezeichnen — und erst unterwegs bestimmte er genau die Gasse und das Haus, vor welchem der Wagen halten sollte.

Mariens Freude, als sie die Blumen erblickte, war außerordentlich. Konrad hatte sich in ihr nicht geirrt: Marie begriff, welche Kräfte bei Gestaltung der Blüthenzierden mitgewirkt haben mußten. Der Reiz der Zeichnung, die verschiedensten Nuancen in den zwei Hauptfarben, welche den Schmuck dominirten, war in der That geeignet, die Sinnigkeit und den Geschmack, die dem Grell-Prächtigen und blos Effektvollen widerstrebten, zu befriedigen. Marie freute sich über die Blumen, wie ein Kind, das des Morgens in den Garten tritt und die ersten Rosen erblüht findet. Und später sah sie dieselben, Konrad die Hand reichend, ernst und bewegt mit Augen an, als läge ein Kranz von Orangenblüthen und Myrthen — ein Brautkranz — vor ihr. Marie, die sich mit Konrad allein befand, war aus ihrer Ruhe und Zurückhaltung vollständig herausgetreten; sie war sie selbst, oder vielmehr: ihre schöne Hälfte erschien plötzlich seinem Auge überraschend und entzückend, wie wenn man aus einer kühlen, schattigen Kluft, nach einer raschen Wendung, sich plötzlich einem paradiesischen Thale gegenüber befindet. Marie hatte, wenn sie sich mit Konrad allein befand, öfter solche Momente, und diese waren es, die Konrad bezauberten, und den Glauben an den Engel in Marien erhielten. Sie erweckten in ihm die Hoffnung, daß, wenn das wahre Wesen Mariens völlig zum Durchbruche gelangen werde, wenn die Liebe in ihr sich so mächtig

entfalte, daß sie all den Apparat, mit welchem sich das Mädchen während seiner dornenvollen Laufbahn künstlich umgeben, durchbreche — schließlich doch noch Beide zum Glücke gelangen würden. Alles das, was Konrad Marien sagen wollte, vielmehr der Ton, in welchem er es ihr mitzutheilen gedachte, sank zu Boden. Was ihn gequält und gepeinigt, war plötzlich verschwunden und er begann ruhig und milde seine Mittheilung.

„Ich habe Ihnen eine traurige Mittheilung zu machen liebe Marie! Haben Sie Herrn ** gekannt?"

„Ja, flüchtig. Er wurde mir während eines Balles vorgestellt, bat um die Erlaubniß, mich besuchen zu dürfen, erschien einmal, sendete mir dann ein Bouquet, das ich, um nicht unartig zu sein, annahm, schickte am folgenden Tage ein zweites, welches ich zurückwies und seither habe ich ihn blos im Theater und auf Bällen gesehen."

„Der junge Mann ist gestorben."

„O!" rief Marie traurig, und eine Thräne trat in ihr Auge. „Er war so jung!"

Konrad begriff das Menschlich-Schöne in Mariens Empfindungsweise. Er mißverstand die Thräne in ihrem Auge nicht. „Ich habe Ihnen einiges Nähere über den jungen Mann mitzutheilen, das, wie ich fürchte, Ihre Bewegung nicht verringern wird. Wenn ich es thue, so bin ich überzeugt, daß Sie mich richtig auffassen. Ich bringe es nicht vor, um Sie irgendwie kränken zu wollen, denn ich weiß, daß Sie keine Ahnung von den Verhältnissen des Verstorbenen hatten; ich sage es nur, damit Sie einsehen, wie recht ich mit meinen Vorstellungen hatte, wenn ich Sie bat: die Blumenspenden, die man Ihnen darbringt, nicht ganz so harmlos anzuschauen, und sie nicht,

ohne sich irgend etwas dabei zu denken, anzunehmen. Es genügt nicht, daß Sie die Blumen als Aufmerksamkeiten von reichen Leuten betrachten, deren Namen Sie nicht kennen! Glauben Sie mir: aus reiner Verehrung und Begeisterung für die Kunst und die Künstlerinnen macht man heute keine Geschenke, weder Blumen noch Geschmeide! Es ist gewöhnlich eine Nebenabsicht dabei und wenn sie endlich hervortritt und zurückgewiesen werden muß, hat man es nicht blos mit seiner eigenen gekränkten Empfindung zu thun; — in den meisten Fällen wird man dann noch der Gegenstand giftiger Bemerkungen von Seite Anderer, man wird verkannt und verleumdet und in das Heer jener Damen geworfen, die so sind, wie sich die Welt heute die Damen vom Theater vorstellt."

„Wie nehmen Sie doch Alles so ernst und finster. Kann man denn nicht wirklich brav sein, selbst wenn man die Blumen und Geschenke, die uns gesendet werden, nicht entrüstet zurückweist? — Es thun es ja Alle!"

„Und eben darum sollten S i e es nicht thun, Marie!"

„Soll ich mich denn nicht freuen, wo die Freude so menschlich ist!"

„Sie werden mich vielleicht pedantisch finden und mich leitet doch nichts, als das Bemühen: Sie vor unangenehmen Erfahrungen und vor übler Nachrede zu schützen. Ein Mädchen, das der Bühne angehört, muß, wenn es seinen Ruf fleckenlos bewahren will, nicht nur brav sein, sondern auch den Schein vollkommen bewahren; es muß strenger leben wie eine Nonne, und was die anonymen Geschenke anbelangt ...."

„Aber, warum glauben Sie denn nicht," sagte Marie mit einer Naivetät, die Konrad an ihr selten bemerkt

hatte, „daß es wirklich vornehme Herren gibt, denen es eine Freude bereitet: auf diese Art uns ihr Gefallen an unseren Leistungen auszudrücken?“

Konrad scheute davor zurück, Marien zu sagen: daß er nicht glaube, ihre künstlerischen Leistungen könnten Jemand in Entzücken versetzen — enthusiasmirten sie doch ihn nicht, der Marien liebte. Er sprach deshalb nur: „Sie sind zu rein, um die Welt zu kennen. Ich sage Ihnen aber: es gibt keine Uneigennützigkeit in dieser Richtung und ich verabscheue das Annehmen von sogenannten anonymen Geschenken. Ich weiß, daß die Künstlerinnen anders darüber denken. Die Einen aus Motiven, die Ihnen völlig fremd sind, und Sie aus kindlicher Freude über die bloße Aufmerksamkeit. Aber daß den Gegenstand — mit dem Sie spielen, wie ein kleines Kind mit dem ersten Schmucke, den es von den Eltern bekömmt, — daß diesen Schmuck andere Damen aus ganz anderen Motiven annehmen, sollte in Ihnen doch den Gedanken erwecken: das Publikum dürfte Ihnen weniger edle Motive zuschreiben. Wie können Sie auch nur irgend eine Gemeinschaft zwischen sich und den gewöhnlichen Damen vom Theater bestehen lassen! Ich will nicht von der Habsucht sprechen, von welcher man gewöhnlich geleitet wird, aber die Eitelkeit, welche das Theater hervorruft, ist mir schon entsetzlich genug; was so eine echte und rechte Künstlerin ist, deren größter Stolz besteht darin, daß sie sagen kann: „Es hat sich meinetwegen ein Mann umgebracht!“ Geschieht das entsetzliche Ereigniß, so weinen die Damen in dem ersten Augenblicke, klagen sich an, bereuen, jammern, gerathen außer sich, — aber der Schmerz wird doch durch die Empfindung — die wie ein kleiner hohnlachender Teufel dieselbe

umtanzt, sie mildert und momentan in Freude verwandelt — gehoben, durch die Empfindung befriedigter Eitelkeit!“

„Sie sind entsetzlich!“

„Weil ich das Entsetzliche verurtheile? — Ich will Ihnen einen Fall erzählen, der selbst ein so reines Wesen, wie Sie, treffen kann.“

Und nun erzählte Konrad mit aller Schonung, der er in diesem Augenblicke nur fähig war, das Schicksal des gestorbenen jungen Blumenspenders.

Marie weinte. „Sehen Sie,“ sprach Konrad, „wie sehr Sie sich getäuscht, als Sie glaubten, nur vornehme Herren senden Blumensträuße; Sie sehen, wie leicht es ist, daß ein reiner Name von Leuten mit Unwillen ausgesprochen wird, denen man keinen Vorwurf daraus machen kann: daß sie immerdar nach dem Scheine urtheilen. Sie sind zu gut für das Theater!“

„Und dennoch sehe ich kein Glück für mich als nur beim Theater.“

Konrad verabschiedete sich, nachdem er Marien gesagt: „Wir werden uns heute Nachts auf dem Balle sehen, aber kaum sprechen. Ich will nicht, daß man bemerkt, daß wir einander näher stehen.“

Konrad begab sich ziemlich spät auf den Ball. Marie sang an dem Abende und sie konnte daher erst nach beendigter Vorstellung erscheinen. — Der Ball fand in einem von jenen Amphybienlokalen statt, in denen man sowohl im Wasser wie auf dem Lande leben kann; die im Sommer Badebassin und im Winter Tanzsaal sind; die im Sommer zu wenig Wasser besitzen, während dasselbe im Winter von dem Plafond im Ueberflusse auf das Parquet und die Kränze der Damen herabtropft; in denen man im Sommer vor Kälte und im Winter vor

Hitze zu vergehen in Gefahr steht; in welchen im Sommer die Herren und im Winter die Frauen zu erblicken sind: wie sie Gott erschaffen hat!

Der Ball gehörte in die Kategorie jener Feste, deren Unternehmer eine förmliche Treibjagd nach Damen vom Theater anstellen: um damit eine Fülle von Besuchern heranzulocken und ihre Kassen wohlthätig zu füllen. Man kündigt wochenlang früher an, welche der gefeierten Künstlerinnen — von Künstlern ist natürlich nie die Rede! — den Ball mit ihrer Gegenwart verherrlichen werden, und man weiß in den Zeitungen, wenn der Ball vorüber ist, denselben nicht anders zu rühmen, als daß man triumfirend verkündet: diese oder jene Dame vom Theater sei unter den Anwesenden besonders bemerkt worden. Man rechnet auf die Eitelkeit und Naivetät zugleich: die Eitelkeit der Künstlerinnen, — die Naivetät jener Herren, welche das ganze Jahr hindurch die ungestillte Sehnsucht, mit einer Sängerin einige Worte wechseln zu können, in ihrer ehrgeizigen Brust tragen und auf dem Balle Gelegenheit zu finden hoffen, mit dieser oder jener Primadonna die ganze Nacht hindurch tanzen oder wenigstens sie in der Nähe betrachten zu können!

Die geladenen Damen vom Theater entwickeln auf diesen Bällen ihren ganzen Luxus — das heißt Jene, welche überhaupt Luxus zu entwickeln im Stande sind; die tugendsamen hingegen — die im Bewußtsein ihres inneren Werthes auf die rauschende, verrätherische Seide mit Verachtung und heimlichem Neide blicken —, Jene, die einen reinen Ruf und nur ein reines weißes Kleid besitzen, verstehen, immerhin noch mit einigen Opfern, ihrem flatternden, hermelinfarbnen Fähnlein dadurch einige Abwechslung zu verschaffen, daß sie dasselbe bald schwarz,

bald violett, bald blau, bald rosenroth aufputzen. Diese Kunst: im Wesentlichen immer gleich, in den Nuancen aber verschieden zu erscheinen, kostet wenig, bereitet aber dennoch ziemlich große Anstrengung der Kombinationsgabe und hält einige Tage hindurch in angenehmer Erregung.

Für die Blumenbouquets, ohne die man nicht erscheinen kann, sorgt der Herr, — der zwar nicht die Lilien auf dem Felde wachsen läßt, dem aber doch Enthusiasmus und Vermögen einen solchen Luxus gestatten. Die Sitte: Künstlerinnen Kränze und Bouquets nach beendigter Vorstellung auf die Bühne zu werfen, ist in Wien verschwunden, — sie hat sich ins Privatleben zurückgezogen. Man schickt die duftige Anerkennung künstlerischer Leistungen den Damen während des Karnevals in das Haus; — genau wissend, daß man sich lebhafter Dankbarkeit zu erfreuen haben werde, wenn man richtig Zeit, Ort und Gelegenheit dazu wählt. Man ist praktisch geworden auf beiden Seiten.

Die Spender der Blumen harren nun auf den Bällen, nahe der Eingangsthür in Gruppen, um die Damen eintreten zu sehen; sie harren in einiger Aufregung: „Wird sie meinen Kranz, mein Bouquet tragen, und wird dieses das schönste sein?“ Letzteres ist entscheidend; denn wenn die Damen eingetreten sind und von ihrem Hof bewillkommt und nach dem Saale geleitet wurden, machen die Kolleginnen einander Streifbesuche; voll Herzlichkeit, voll Freundlichkeit, voll Aufrichtigkeit plaudern sie einige Minuten miteinander; es wird eine Art stilles Schwurgericht gebildet, bis es entschieden ist: welche von Diesen heute die schönste Toilette, welche von den Andern das schönste Bouquet trägt. Die Siegerin triumfirt, — der Sieger begnügt sich mit mehr oder

minder stiller Freude in seinem kunstdurchglühten Busen. Er ist der Held des Abends, er ist der befugte König! Groß sind die Rechte seiner zwar nicht absoluten, sondern nach konstitutionellem Prinzipe getheilten Macht: er darf der Dame zweimal den Arm reichen im Verlaufe der Nacht und sie im Saale herumgeleiten, während dieses Recht den übrigen Bekannten nur einmal gestattet ist; er hat Anspruch auf einen Walzer oder eine Polka, eine Quadrille und auf den Kotillon; er ist der Ballmarschall der Damen; er hat die Vollmacht: Herren, die sich an ihn wenden und ihn deshalb umwerben, wie den vertrauten Sekretär eines Monarchen, der Dame vorzustellen. Das Glück eines solchen Mannes ist unbeschreiblich! Er kennt nur jene seiner Bekannten, die er für würdig hält, um sie an seinem Hofe zu präsentiren, und Scheu vor minder Hervorragenden erfüllt ihn wie Jenen: den ein Fürst auf der Straße anzusprechen würdigt und der den Kopf wendet, wenn in diesem Augenblicke Leute vorübergehen und ihn grüßen, deren er sich schämt.

Das Gros der armen jungen Leute, die ohne Namen und Rang sind, — das Gros der armen jungen Mädchen, die nur Bescheidenheit und Schönheit, Liebenswürdigkeit und Jugend vereinigen, bildet die Paria-Gesellschaft solcher Bälle. Man ärgert sich im Stillen, rümpft das Näschen oder die Nase, verwendet aber kein Auge von den Damen vom Theater, deren Toilette, Bewegung und Sprache man studirt, um sie dann am häuslichen Herde zu kopiren. So übt die Kunst auch außerhalb des Theaters ihren wohlthätigen Einfluß auf die gute Gesellschaft Wiens!

Konrad hatte Zeit und Gelegenheit, diese Bemerkungen zu machen, denn die Stunde war schon ziemlich

vorgeschritten und Marie noch nicht erschienen. Er wandelte auf und nieder, sprach mit Niemand und richtete aus der Entfernung seinen Blick nach der Eingangsthüre, um Marie eintreten zu sehen. Konrad fing an ungeduldig zu werden. „Sollte Marie nicht kommen? Sollte sie unwohl geworden oder ihr etwas zugestoßen sein?" — Es war fast Mitternacht, der Ball auf seiner Höhe. Mariens Hof, der getreulich bis nun bei der Eingangsthüre ausgeharrt hatte, um sie zu empfangen, fing an, sich zu zerstreuen. Konrads Unruhe stieg. Er konnte es nicht länger ertragen. Er eilte fort, nahm sich nicht einmal Zeit, seinen Paletot in der Garderobe zu holen, weil ihn das zu sehr aufgehalten hätte, warf sich in einen Wagen und fuhr vor Mariens Haus. Er sah nach den Fenstern — kein Lichtschimmer war zu sehen. Was nun thun, um sich Gewißheit zu verschaffen? An die Schwierigkeit hatte Konrad gar nicht gedacht, und jetzt, da sie vor ihm stand, wollte ihm nichts einfallen, sie zu beheben. Um diese Zeit in Mariens Wohnung zu gehen, das war unmöglich. Wie konnte er aber erfahren: wie sie sich befinde? — Endlich ersann er ein Mittel. Er sprang aus dem Wagen und zog die Glocke. Die Nacht war kühl, der Hausmeister ließ ihn regelmäßig lange warten; allein Konrad empfand trotz seiner leichten Toilette keine Kälte, ihn beschäftigte nur der Gedanke: Marien könne ein Unfall begegnet sein! Da erschien der Hausbesorger. Die Thüre öffnete sich, Konrad sagte: „Ich bin ein Komité-Mitglied des Balles, und da Fräulein Marie auf demselben noch nicht erschienen ist, so bin ich gekommen, um anzufragen: ob ihr etwas zugestoßen?" Der Hausmeister lallte, schlaftrunken: „Das Fräulein ist eben fortgefahren," schlug

die Thüre zu, und Konrad eilte nun rasch wieder nach dem Ballsaal.

Dort angelangt, fiel, als er eintrat, sein erster Blick auf Marie, die ihren Hof um sich versammelt hatte und dem Tanze zusah. Konrad tauschte im Vorübergehen mit ihr einen Blick und setzte sich in einiger Entfernung nieder, um das Mädchen zu betrachten. Er war ruhig geworden; sie war ja da — heiter, freundlich, und die Blumen kleideten sie vortrefflich. Das genügte Konrad. Marie befand sich an dem unteren Ende des Saales; an dem entgegengesetzten Pole hatte Camilla ihren Thron aufgeschlagen. Ihr Hof war glänzender, zahlreicher als jener Mariens, sowie sie selbst Marie an Glanz, Pracht und Schönheit weit übertraf. Aber schon aus der Art: wie die Herren, — unter denen sich auch Fürst Fahl-Fahl befand — Camilla umstanden, aus den Gesten und Blicken, in denen sich der Verkehr mit ihr ausdrückte, — konnte man auf den Unterschied zwischen der Primadonna und der jungen Sängerin schließen; mit letzterer verkehrte man mit einer Art Respekt und Scheu.

Konrad machte eben diese ihn hoch erfreuende Wahrnehmung, als plötzlich ein junger Mann auf ihn losschritt und ihn grüßte. Es war dies ein erst kürzlich nach Wien gekommener Schauspieler, ein Komiker, der, Konrad empfohlen, sich diesem den Tag zuvor vorgestellt hatte und nun bat: neben ihm Platz nehmen zu dürfen, da er noch völlig fremd sei und keinen Menschen hier kenne. Er hieß Franz Heiter. Sein Gesicht war bleich und von einem leidenden Zuge zu beiden Seiten des Mundes durchschnitten. Sprach er nicht und war sein Auge halb geschlossen, so würde man — wenn man wußte, daß er Schauspieler sei — eher angenommen haben: er spiele

Charakterrollen, etwa den Hamlet; öffnete er aber den Mund und leuchteten zwischen den rothen vollen Lippen die zwei Reihen starker Zähne hervor, schlug er das Auge auf: so erschien er plötzlich wie in einem sonnigen, goldenen Lichte; denn aus den Augen schossen Strahlen, die einen seltenen Grad von Fröhlichkeit und unbegrenztem Leichtsinn verriethen. Es war eines jener Gesichter, die in Momenten der Abspannung tiefes Leid ausdrücken, während sie aufgespannt und in Aktion — von Sinnlichkeit und Humor flammen.

„Nun, wie gefällt Ihnen der Ball, Herr Heiter?“ fragte Konrad.

„Sehr gut, da hier, wie ich höre und sehe, Komödianten die Hauptrolle spielen. Es kommt mir vor: als hätte sich in einem Theater der Zuschauerraum bis zur Höhe des Schauplatzes unserer Leistungen erhoben, Publikum und — Bande lägen sich in den Armen und tanzten und girrten in Lust und Wonne! Sind wir Leute vom Theater zu Ehren gekommen in unserem Jahrhundert! Früher wollte man nicht neben uns begraben sein, und jetzt sagt man: nur dort wolle man leben, denn nur da herrsche Leben, wo wir sind!“

„Wer hat dabei gewonnen?“ sagte Konrad.

„Wir nicht, wir sind schlechtere Schauspieler geworden.“

„Also das Publikum?“

„Ich glaube auch nicht; außer, es gälte heute als vornehmster Grundsatz: die Schülerinnen der Pensionate auf die Bälle zu führen, damit sie dort lernen, wie man im Leben Komödie spielt!“

„Sie urtheilen nicht gerade liebenswürdig über Ihren eigenen Stand.“

„Stand! das ist es ja, was das Theater zu Grunde richtet! Nachdem alle Stände sich emanzipirt haben und zur Herrschaft gelangt sind im Staate, haben sich nun auch die Theatermitglieder zu einem fünften Stande konstituirt und beherrschen nun alle Stände, durch ihre schönere Hälfte. Das taugt nichts! Die Demokratisirung oder vielmehr Aristokratisirung des Theaters ist ein Unsinn. Das Publikum wird Komödiant, der Komödiant wird Publikum!"

„Ist es aber nicht das höchste Ziel: der Natur getreu das Leben darzustellen, wie es ist?"

„Nein! Den Hamlet kann man ebensowenig natürlich darstellen wie den Falstaff. Die Stimmung auf dem Theater muß man künstlich machen und künstlich festhalten; man muß sich in das Spiel hineinhetzen. — Das ist keine rechte Königin Elisabeth, die am Tage der Darstellung mit ihrer Dienstmagd nicht so herrisch verkehrt: daß diese, wenn sie ihre Frau nicht kennt, ihr den Dienst kündigt wegen Mißhandlung, — und der Lumpazi-Vagabundus muß mit seines Gleichen trinken, wenn er das recht sein soll, was er darstellt."

„Sie gehören noch der alten Schule an?" sagte lächelnd Konrad.

„Glauben Sie mir, ich bin aus der rechten Schule hervorgegangen für das Theater und ich habe die Ueberzeugung: das deutsche Theater werde nicht früher wieder etwas taugen, so lange man uns nicht wieder außerhalb des Friedhofes verscharrt. Früher waren wir Lumpe — jetzt sind wir Lakaien geworden! Das ist der ganze Unterschied!"

„Zum Glücke hört Sie Niemand von Ihren geschätzten Kollegen, sonst würde sich eine Koalition gegen

Sie bilden und um Sie wäre es geschehen bei Ihrem ersten Auftreten. Die Herren würden Sie auszischen, — das heißt, wenn Sie zum Auftreten gelangten —, wenn Ihnen die Damen nicht früher die Augen auskratzten!"

In diesem Augenblicke ging Camilla knapp an ihnen vorbei, Fürst Fahl schritt an ihrer Seite. Konrad hörte Mariens Namen von Camilla nennen. Kurz darauf verabschiedete sich letztere von dem Fürsten mit einem Lächeln auf den Lippen und Fahl-Fahl schritt auf Marie zu. Konrad stutzte; er hörte kaum mehr, was Heiter zu ihm sprach; seine Blicke stierten in der Richtung, wo sich Marie befand. Camilla, die nun wieder an Konrad vorüberging und diesen mit Seitenblicken beobachtet hatte, wendete sich rasch nach ihm und sprach: „Wenn ich nicht fürchten müßte, Sie in dem lebhaften Gespräche mit diesem Herrn zu stören, so würde ich Sie um einige Worte bitten. Ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen, die Sie interessiren wird."

Konrad erhob sich — da die Blicke der Umstehenden auf ihnen ruhten — um nicht allzu unartig zu erscheinen; doch sprach er höhnisch: „Ich habe eben mit diesem Herrn ein so interessantes Gespräch geführt, daß ich nicht glaube, es sei möglich, ihn zu überbieten." — Konrad dachte: Camilla wolle auf seine Ungezogenheit nichts erwidern; als er sie aber betrachtete, bemerkte er, daß ihr Blick sich in das Auge des Schauspielers Heiter förmlich hineinbohrte und daß dieser Camilla ebenfalls regungslos ansah. Konrad, froh, eine Gelegenheit gefunden zu haben, Camilla auszuweichen, stellte den Komiker und die Sängerin einander vor.

„Herr Franz Heiter?" sprach Camilla betonend.

„Ein trauriger Komiker," erwiderte dieser.

„Immer lustig!“ sprach Camilla.

Heiter wollte aufschreien — Camilla legte aber rasch den Fächer auf den Mund, sagte: „Darf ich Sie um Ihren Arm bitten, Herr Heiter?“ und Beide empfahlen sich Konrad, der seinen alten Platz wieder einnahm.

Als Heil die Beiden fortschreiten sah, zuckte es ihm flüchtig durch den Sinn: Wieder ein neues Opfer! Allein Marie fesselte zu sehr seine Aufmerksamkeit, als daß der Gedanke auch nur zum vollen Bewußtsein in ihm gekommen wäre. Zwar die höfliche, achtungsvolle Art und Weise, in der Fahl mit Marien sprach, beunruhigte ihn nicht, auch waren noch andere Herren zugegen. Indessen schossen doch eine Menge von Fragen, die er sich nicht beantworten konnte, in ihm hin und her: „Hatte Marie Fahl bereits gekannt, ohne es ihm gesagt zu haben? War Camilla mit im Spiele? Und was hatte sie vor, als Fahl von ihr geradeaus auf Marie losschritt?“

Camilla hatte schon lange des Augenblicks geharrt, um zwischen Konrad und Marie zu treten. Sie beobachtete deren Beziehungen von Schritt zu Schritt, förmlich wie der Arzt den Puls fühlt, mit der Uhr in der Hand. Nun glaubte sie den Augenblick gekommen, sich an Konrad zu rächen, an Marie und an Fahl. Camilla kannte Konrad und Fahl und hatte auch Marie genau studirt — studirt mit den Augen eines Weibes, das wenig Sinn für die Vorzüge des jungen Mädchens hatte, desto mehr Verständniß für die Fehler, an welche sie anzuknüpfen gedachte. Sie hatte erspäht: daß Marie es peinlich vermied, durch irgend einen Zug ihre Liebe zu Konrad zu verrathen, daß sie hingegen, um jeden Verdacht abzulenken, förmlich mit for-

cirter Freundlichkeit mit Solchen umging, die ihr völlig gleichgiltig waren. Wer seine wahren Gefühle verbirgt, wie Marie, weil er fühlt: daß er nicht gleichgiltig bleiben könne gegen die üble Nachrede dort, wo sie trifft, und wer andererseits wenig darauf achtet: was man über ihn spricht, in Fällen, wo er seiner Schuldlosigkeit sich vollkommen bewußt ist und wo ihn diese Schuldlosigkeit wappnet gegen jedwede Verdächtigung, der steht auf einem so künstlichen Boden, daß diesen das geringste Ungefähr erschüttern kann, weil man eigentlich keinen wirklichen Halt in sich fühlt.

In der Zahl der Männer, welche Marie umgab, befand sich keiner, der Konrad irgendwie gefährlich werden konnte. Das Interesse derselben für Marie entsprang nur dem Vergnügen, welches ihre anmuthsvolle, dezente Art und Weise bereitete. Kam Fahl in diesen Kreis — dachte Camilla — so mußte Marie aus der Atmosphäre, in welcher sie sich bis jetzt erhalten hatte, irgendwie heraustreten. Konrad — meinte sie — würde, empfindlich gereizt, von seiner Leidenschaft hingerissen, Marie zwingen: einen entscheidenden Schritt zu thun in dem Augenblicke, wo er die Wahrnehmung mache: daß der Fürst es nicht wie die Andern bei einer stillen, freundlichen Verehrung aus geziemender Entfernung bewenden lasse. Daß Fahl eine Schäferrolle nicht lange zu spielen im Stande sei, — darauf glaubte Camilla rechnen zu können, wie sehr er sich auch den Anschein gab, als ob eine vollkommene Veränderung in ihm vorgegangen sei. Und was Marie anbelangt, . . . nun sie war vor Konrad auf der Hut, aber sicherlich nicht vor Fahl. Dann schwebte Camilla auch ihr eigenes Schicksal vor. Dem Mann, dem sie unterlegen, dürfte kaum ein anderes Weib widerstehen, und

wenn nicht — desto besser! Das Band zwischen Konrad und Marie würde jedenfalls zerrissen, und Fahl als hoffnungslos Liebenden zu erblicken, — das wäre eigentlich ihr größter Triumf gewesen!

In der Unterredung, welche sie mit dem Fürsten Fahl gehabt, bevor dieser sich zu Marien begeben, hatte sie seine Eitelkeit wachgerufen.

„Durchlaucht", hatte Camilla ihn angesprochen, „haben ja jedwede Fähigkeit verloren, sich zu unterhalten in unsern Kreisen?"

„Sie sehen, daß dem nicht so ist; ich suchte Sie auf."

„Ich bin erfreut, daß Sie mich einiger Worte würdigen, allein ich sehe die Wirkung nicht. — Sie sind abgespannt, ich bedaure, daß Ihre — letzte Krankheit Sie so sehr angegriffen. Sie leiden, Fürst. Ich habe Sie vorhin beobachtet. Sie sehen in dem Saale umher, als trüge Jeder von uns den Stein bei sich, der unsichtbar macht. Ihr Blick findet nirgends Widerstand, vielmehr nirgends einen Gegenstand, an dem er haften bliebe; selbst die schönen Dekorationen scheinen Ihnen kein Interesse zu bieten. Sie langweilen sich, Fürst!"

„Ihre — Furcht ist unbegründet. Ich habe die Fähigkeit, mich zu unterhalten, nicht verloren. Die Bälle übrigens — das muß ich gestehen — flößen mir geringes Interesse ein."

„Warum besuchen Sie dieselben?"

„Darauf kann ich Ihnen eigentlich keine präzise Antwort geben; ich habe nie darüber nachgedacht. Ich gehe nicht hieher, um mich zu unterhalten. Ich habe wirklich keinen Grund, warum ich hieher gehe, es wäre denn: daß mein Auge immer erfreut wird, wenn es eine schöne, glänzende, lebhaft bewegte Gesellschaft erblickt; ich

freue mich immer, wenn ich viele Menschen heiter beisammen sehe."

„Der Gegensatz aber, in dem Sie zu diesen heitern Menschen stehen, muß Sie unangenehm berühren."

„Sie wollen durchaus in mir einen blasirten Menschen sehen, der jedwede Fähigkeit schöner Regungen verloren. Dem ist nicht so. Ich habe heute in meinem Garten einen Grashalm, den ersten frischen Verkündiger des Lenzes, gesehen und mich recht sehr darüber gefreut."

„Das ist es ja eben, was mich so aufrichtig bekümmert und mich für Sie besorgt macht. Wer nur noch an der todten Natur einen Gefallen findet, beweist, daß ihm die Menschen, ihr Sinnen, Thun und Treiben, kein Interesse mehr einzuflößen im Stande sind. Nicht wer das Außerordentliche sucht, ist blasirt, sondern wer zum Einfachsten zurückkehrt, nachdem er Alles genossen, denn er liefert damit den Beweis, daß selbst das Extravagante ihn nicht mehr zu beschäftigen vermag. Primeln und Veilchen werden von Kindern gesucht und . . ."

„Greisen. . . ."

„O! Sie sind im vollen Besitze Ihrer — dreißig Jahre. — Ueben Sie denn gar keine Wohlthaten mehr aus, Fürst? Hat auch das Wohlthun keinen Reiz mehr für Sie?"

„Haben Sie mir Jemand zu empfehlen?"

„Nicht in dem Sinne, wie Sie es meinen. Für meine Hausarmen sorgen meine Hausfreunde, zu denen ich Sie zu zählen nur in sehr beschränktem Grade die Ehre habe. Es gilt ein außerordentliches gutes Werk, das vielleicht nur Sie vollbringen können. Es gilt eine Primel oder ein Veilchen und — für diese allein interessiren Sie sich ja, Fürst? Allerdings gehört die bescheidene

Blume, die ich meine, dem Menschen- und nicht dem Pflanzenreiche an; allein Jugend und Unschuld, Frische und Anmuth, eine Blume, deren Duft noch Niemand eingeathmet, das ist etwas, was Ihr Wohlgefallen erregen muß, selbst wenn dieses Etwas so unglücklich ist, nur ein Mensch zu sein!"

„Und dieses Veilchen wäre hier zu finden?"

„Ja wohl, hier! Es ist die Sängerin Marie Frohberg; Sie kennen sie ja?"

„Ich habe sie oft mit Vergnügen betrachtet. Was kann ich für sie thun?"

„Machen Sie ihre Bekanntschaft, lassen Sie sich vorstellen oder vielmehr: stellen Sie sich selbst vor, denn ich kenne Niemand, der Sie so sehr empfehlen könnte, als Sie selbst. Es bedarf wohl nicht des Hinweises: daß Sie Marie Ihre Absicht, ihr einen Gefallen zu erweisen, nicht verrathen dürfen!"

„Welchen Gefallen kann ich denn Ihnen, oder Fräulein Frohberg, wenn Sie wollen, erweisen? So sagen Sie es doch!"

„Die arme kleine Sängerin, deren Kontrakt bald zu Ende geht, dürfte nicht mehr engagirt werden."

„In der That, das wäre bedauerlich! Ihre Anmuth...."

„Und da Sie mit dem Intendanten befreundet sind, so würde Ihre Verwendung...."

„Warum wenden denn Sie aber nicht jenen Einfluß an?..."

„Sie wissen, Durchlaucht, die Treue der Männer ist eine Eigenschaft, an die man immer weniger glaubt, je mehr man Gelegenheit gehabt — verschiedene Gesellschaftsschichten kennen zu lernen. Nicht blos die Aristo-

kraten, auch die Plebejer pflegen untreu zu sein. Ich habe auf Heckebart gar keinen Einfluß mehr. Aber ich bitte Sie nochmals: Marie den Grund nicht ahnen zu lassen, der allein Sie bestimmt, sich ihr zu nähern; sie würde Sie sonst von sich fern halten."

„Ist denn das Mädchen gar so streng?"

„Es kann sich Niemand rühmen: ihr ein Gefühl eingeflößt, und noch weniger, ihr einen Dienst geleistet zu haben, und ich zweifle, daß sie denselben von Ihnen annehmen würde, wenn Sie ihr ihn offen anbieten würden."

„So!" sagte Fahl, der während der letzten Worte Camilla's nicht mehr das Auge von Marien verwandt hatte. „Sie ist also ein wahres Wunder!"

„Beim Theater! Ja, Fürst."

„Ich will mich bemühen, Ihrem Wunsche nachzukommen."

Während Fürst Fahl sich hierauf mit Marien unterhielt, hatte sich Camilla mit Heiter, in dem sie ihren ehemaligen Genossen aus der Menagerie: Fidel Lustig, erkannt, zurückgezogen. Fidel war außer sich vor Freude, seine Jugendgefährtin wiedergefunden, und in solcher Stellung wiedergefunden zu haben. Auch sie schien großes Vergnügen zu empfinden. Die Augen Beider straften ihre Worte nicht Lügen. Camilla erzählte dem Komiker die Geschichte ihrer Carrière, er schilderte ihr seine Laufbahn. Er war zum Theater gegangen, hatte Jahre lang mit Elend, Noth und Mühsal gekämpft, früh geheiratet und war spät erst, zufällig, zur Geltung gelangt. Von dem Momente an verbreitete sich aber sein Ruf, der rasch so sehr wuchs, daß Lustig eine Berufung nach Wien bekommen.

„Bist Du glücklich verheiratet?“ sagte Camilla.

„Ich besitze ein Kind, das mir Freude macht“, antwortete Lustig. Es genügte Camilla, daß Fidel seiner Frau nicht erwähnte.

„Denkst Du noch daran“, sagte Fidel, „wie ich Dich Leroi gegenüber beschützen mußte und wie Du mir sagtest: „„Ich werde es nie vergessen. Könnte ich Dir doch Deine Treue je lohnen!““ — Ich habe immer gesucht, immer gehofft: Dich zu finden. Die Worte sind mir nie aus dem Sinn gegangen.“

„Nun hast Du mich gefunden.“

Der Fürst hatte Marie noch immer nicht verlassen. Konrad fand die Unterredung etwas lang. Er begab sich zu Mariens Mutter, die abseits allein saß, um wenigstens in der Nähe des Wesens, das Marien am nächsten stand, Ersatz dafür zu finden: daß er mit Marien nicht sprechen konnte; er konnte so wenigstens über sie sprechen. Marie wendete öfter ihren Blick — als sie gesehen: daß Konrad sich neben ihrer Mutter befand — nach Beiden und kam schließlich auf sie zu. Sie sprach mit ihnen in dem Ton, den sie den Fremden gegenüber die Nacht hindurch eingehalten. Es schien Konrad: als schlüge sie ihn auch jetzt ein, befürchtend, sie würde die zurückhaltende Höflichkeit nicht wieder finden, wenn sie einmal ihre Rolle fallen ließe. Sie erzählte: wie wohlwollend und freundlich der hohe Herr sich mit ihr beschäftigte und daß sie nur auf einen Augenblick gekommen. Dann flüsterte sie Konrad zu: „Bleiben Sie nicht zu lange bei meiner Mutter, es könnte auffallen!“ und begab sich wieder zu dem Kreise zurück, der sie früher umgeben.

Konrad fand die Bemerkung Mariens, wenn sie ihm

auch einen Augenblick wehe that, richtig und entfernte sich. Er ging an dem Kreise, der Marie umgab, vorbei und wurde von einem Bekannten aufgehalten. In diesem Augenblicke sprach Fürst Fahl zu Marie: „Aber liebes Fräulein, was haben Sie denn da für Blumen! Ich habe selten etwas weniger Lebhaftes, weniger für einen Ball Passendes gefunden." — Marie antwortete nicht; das Lächeln auf ihren Lippen war wie festgemauert. Sie wagte es nicht, nach Konrad zu sehen, aber auch nicht, zu erwiedern. „Darf ich mir erlauben", fügte der Fürst hinzu, „Ihnen zum nächsten Ball ein Bouquet zu senden?" Konrad sah Marie an — diese antwortete nicht; sie lächelte nur nach wie vor. Konrad wendete sich zum Gehen und verließ den Ball.

Vorfrühling.

Die ersten sonnigen Tage waren gekommen. Auch die kleinen Stürme zwischen Marie und Konrad waren gewichen. Beide hatten sich einander gegenüber ausgesprochen. Marie bewies Konrad ruhig und offen, daß er Unrecht gehabt, und er glaubte ihr. Er war stets bereit, anzunehmen, daß die Schuld viel mehr auf seiner Seite liege, wenn Marie ihm verständig die Motive ihres Handelns auseinandersetzte und mit den Worten schloß: „Sie liebe ich ja allein!“ Sprach sie, sah ihn ihr Auge an, so zweifelte er nicht, so bangte er nicht, so fürchtete er nicht. Er war nur haltungslos, wenn er sich fern von ihrem Zauberkreise befand. Als er Marien Vorwürfe über die Art und Weise gemacht, wie sie den Hohn Fahl's über seine Blumenspende und das Anerbieten des Fürsten, ihr einen Strauß zu senden, damit sie kennen lerne, was ein Bouquet sei, aufgenommen, hatte ihm das Mädchen erwidert: „Hätte ich mich denn anders benehmen können? Ich habe gedacht und denke immer nur: Sie können mich nicht mißverstehen und dürfen mich nicht mißverstehen,

sonst sind wir Beide verloren! Dadurch ist mir mein Benehmen vorgezeichnet, daraus ziehe ich Kraft und Sicherheit mit Fremden zu verkehren, wie ich verkehre. Hätte ich dem Fürsten sagen sollen: Durchlaucht, Sie haben Unrecht, mein Bouquet nicht schön zu finden; ich dulde es nicht, daß Sie es nicht schön finden — es stammt von Jemand, der mir werth ist? — Ich mußte bei den Worten des Fürsten gleichgiltig bleiben, ich mußte mich stellen, als ob mir das Bouquet selbst gleichgiltig wäre. Dadurch war unser Geheimniß bewahrt und dadurch hatte ich im Vorhinein die Annahme des Bouquets von Seite des Fürsten, wenn er mir ein solches schicken sollte, als das bezeichnet, was sie ist: als einen Akt, der nichts bedeutet, wie man auch der Veranlassung keine Bedeutung beilegt."

Konrad sah ein, daß Marie Recht habe, er sah es so sehr ein, daß er sein verletztes Gefühl sich selbst weg-raisonnirte.

Er sprach nur lächelnd zu Marie: „Wir Beide haben die Rollen unserer Geschlechter vertauscht! Sie denken wie ein Mann und ich empfinde wie ein Weib. Aber das Verständige ist hier nicht richtig, und das Richtige ist unverständig!"

„Sagen Sie doch selbst", sprach Marie, „läßt sich unser Verhältniß auch nur ertragen, wenn wir nicht gegenseitig Opfer bringen, wenn wir diesen ewigen Mißverständnissen nicht ausweichen und Ruhe in unserem Bewußtsein finden?"

„Sie haben Recht, Sie haben Recht", schloß Konrad, „ich habe es ja selbst nicht anders gewollt! — Nur noch Eines: was wollte Fürst Fahl, was sagte er Ihnen?"

„Was alle die Herren wollen — mit uns plaudern! Was er mir sagte? Er war so artig, so ruhig, so mild-liebenswürdig. Er erkundigte sich um meine Stellung beim Theater, fragte, wie ich mit meiner Beschäftigung zufrieden sei und ob ich in Wien bleiben werde. Als ich ihm sagte: ich wisse es nicht, es werde sich im Laufe der nächsten Zeit entscheiden müssen, da mein Kontrakt zu Ende gehe, da bot er mir seine Dienste an, wenn ich je derselben bedürfen sollte; er sei mit dem Intendanten befreundet, und er glaube wohl, daß er mir nützen könne; es würde ihm dies eine große Freude bereiten."

„Sprach er davon, daß er Sie besuchen werde? sagte Konrad.

„Das that er nicht."

Seit diesem Gespräch waren einige Wochen verflossen, ohne besonderen Grund zur Beunruhigung für Konrad. Als er eines Tages bei Marien erschien, fand er das Mädchen etwas trübe, zerstreut. Der Tag war herrlich. Durch die Fenster floß das Sonnengold in Strömen. Es umgab jede einzelne der Blumen, die am Fenster standen, mit einer leuchtenden Krone; es lag wie gemünztes Gold auf den breiten Blättern und ergoß sich dann wie ein funkelnder Bach auf den Boden. Konrad überkam die Empfindung des Vogels im Käfig; die Sehnsucht stieg in ihm auf, hinaus in's Freie zu eilen. Die Sehnsucht war so stark in ihm, und ein geheimer Gedanke, den er hegte, so mächtig, daß er Marie nach dem Grunde ihres Trübsinns gar nicht fragte. Er sprach nur hin und her, um auf Umwegen zu seinem Ziele zu gelangen; er sang das Lob des Tages, die Schönheit der erwachenden Natur, bis Marie in die Worte ausbrach: „Wie gerne möchte ich heute in's Freie!"

Konrad durchrieselte bei diesen Worten unendliche Wonne. Er erröthete wie ein Kind und sagte schüchtern: „Wie wäre es, wenn wir hinausführen vor die Stadt?“ Er wagte dabei kaum Marie anzusehen, denn er fürchtete ihren Blick — noch mehr ihre Antwort. Er war des abschlägigen Bescheides fast gewiß. „Wir Zwei?“ sagte Marie. Konrad sah auf, und als er gewahrte, daß das Auge Mariens nicht zürne, setzte er rasch — während sein Herz klopfte, wie das einer Person, welche die Erfüllung eines höchsten Wunsches vor sich sieht — hinzu: „Bitten Sie Ihre Mutter, daß sie so gütig ist, auszufahren und uns mitzunehmen.“

Marie erhob sich rasch und kam sofort zurück, Konrad die frohe Kunde überbringend: daß die Mutter bereit sei. Heil eilte davon, einen Wagen zu holen und bald rollte die Gesellschaft durch die Straßen der Stadt und der Vorstädte. Konrad saß den Damen gegenüber. Er vermochte vor Freude im ersten Momente gar nicht zu sprechen, er vermochte es nicht, Marie anzusehen, er blickte fortwährend durch die Scheiben des Wagens und brach wiederholt in die Bewunderung des schönen Tages aus. Die enge Gasse, die Menschen, die vorübergingen, die Hunde, die sich sonnten, die niedern, rauchigen Häuser der Vorstädte dünkten ihn wie in Reiz getaucht, den er früher nicht bemerkt. Er freute sich, als er die Wien erblickte, das Flüßchen, welches sonst den Gegenstand seines gründlichsten Abscheues gebildet, und der Himmel lachte ihm entgegen, wie noch nie. Mit Marie außerhalb des Hauses erscheinen, ihr so nah gegenüber sitzen, Aug in Auge, mit seinem Fuße die Falten ihres Kleides berühren zu dürfen, ja, einmal mit seiner Hand an ihre streifen zu können; das war für Konrad ein Erlebniß

voll berauschenden Glückes, das seinen Blick hell strahlen machte und seine Wangen röthete.

Als man außerhalb der Stadt war und den Himmel völlig sich wölben sah; die gelben, staubigen Straßen und Pfade erblickte, welche die Felder durchschnitten, die theils gelbgrün angehaucht, theils muttererdig braun vor ihnen lagen; als die kahlen Bäume — die Konrad schöner dünkten als die schönsten Bouquets — die Straße, auf der man fuhr, säumten; als Wagen an Wagen vorüberfuhr — man sah hinaus und sah herein und Konrad empfand das beseeligende Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Marie vor aller Welt — und als man dann die Hügel schaute, auf denen weiße Villen glänzten und die Höhen, von denen aus die Bäume ihre Aeste in das Blau tauchten — als flehten sie um neues Leben, um neues Grün, um neue Blüthen, — da meinte Konrad: er habe noch nie eine herrlichere Landschaft gesehen! Er öffnete auch das zweite Fenster des Wagens, so daß die frische Luft, der erwärmte kühle Strom durch den Wagen zog und die Wangen Aller, kräftig anhauchend, noch mehr färbte.

Man war an dem Flüßchen angelangt, das man durchfahren mußte, um auf das jenseitige Ufer zu gelangen. Einzelne Wassertropfen, von den Hufen der Pferde emporgeworfen, spritzten auf die Wangen Konrads und Mariens. Es dünkte Konrad, als hätten Beide die Taufe ihrer Liebe erhalten. Man war am jenseitigen Ufer angelangt. Weidengebüsche dehnten sich weit aus. Licht und Schatten trieben auf denselben ihr anmuthiges Spiel, das Gold schien an den schwarzen Stäbchen wie kleine zitternde Bänder herabzurieseln. Alles aber schien noch kahl, leblos zu sein, des neuen Lebens bar. Nur wie

Frühlingsahnung umschwebte der Duft die Au, die gelblich-grünen Gesträuche und Bäume. Konrad ließ rasch den Wagen halten und sprang aus demselben. Er eilte in die Gebüsche, er glaubte ein Veilchen von Weitem erblickt zu haben — er hatte sich aber getäuscht. Nun spähte er hin und her, ob die Weiden nicht schon die Kätzchen angesetzt, welche man unter unserem Himmelsstriche „Palmenzweige" nennt, vergebens! Da — an einer sonnigen Stelle — fand er einen Strauch mit schwarz-weißen, sammtnen Kätzchen, die sich eben erst hervorwagten. Er schrie auf vor Freude, brach den Zweig, eilte zum Wagen zurück, reichte Marie den Fund und sagte: „Ein Veilchen habe ich nicht erobert, aber diesen schönen Zweig." — Ein Blick Mariens lohnte Konrad. Man fuhr zurück. Als man im Zimmer angelangt war, suchte Marie hin und her und sagte dann traurig zu Heil: „Ich habe meinen Palmenzweig verloren!"

Konrad tröstete lächelnd Marie über den Verlust der Weidenkätzchen. „Es kommen ja bald die Veilchen", sagte er, „dann die Maiglöckchen, dann die Rosen...."

„Ich sehe die Zukunft nicht so rosig!" sprach Marie traurig.

„Nehmen Sie sich den Verlust des Zweiges wirklich so sehr zu Herzen? Knüpfen Sie vielleicht ein Vorurtheil daran?"

„Ich bin nicht frei von Vorurtheilen. Wenn ich daran denke, welches Schicksal die ersten Regungen meiner Neigung für Sie hatten...."

„Sie sehen, daß sich doch Alles anders gestaltet hat!"

„Mag sein! Vielleicht bei Ihnen", sagte Marie, „ich aber bin ein eigenartig gestaltetes Ding!"

„Was macht Sie so tiefsinnig, Marie? der Verlust des Zweiges allein kann es nicht sein!“

„Nun denn! Er ist es auch nicht allein. Die Zukunft liegt unbestimmter vor mir, denn je. Ich wollte Ihnen die Nachricht nicht mittheilen und Sie nicht in Mitleidenschaft ziehen; allein früher oder später würden Sie dieselbe doch erfahren und vielleicht unangenehmer davon berührt werden, als wenn es mein Mund ist, der sie Ihnen bringt. Ich habe wenig Aussicht, in Wien zu bleiben. Es scheint, daß man meinen Kontrakt nicht erneuern wolle. Man hat mir entscheidenden Orts eine Andeutung darüber gemacht, und eine Andeutung von jener Stelle ist so viel wie Gewißheit.“

„Und was hat man Ihnen als Grund angegeben?“

„Ich mache keine so großen Fortschritte, als man geglaubt, ich genüge dem Publikum nicht völlig.“

„Ist denn da nichts zu thun? Vermag ich nichts, kann ich nichts?“

„Ich glaube, Ihre Intervention würde nicht günstig wirken. Sie sind bei jenen Leuten nicht sehr beliebt, die über mein Schicksal zu entscheiden haben. Sie würden sich durch Ihre Theilnahme für mich vielleicht hinreißen lassen, gar zu eifrig zu werden. Das könnte unsere Beziehung entschleiern und würde eher schaden als nützen.“

„Können Sie sich denn von dem Gedanken nicht losmachen: Ihr Glück einzig und allein beim Theater zu finden?“

„Nein! Ich liebe die Kunst aus ganzer Seele!“

„Hören Sie mich an, Marie! Was ich bisher nur andeutungsweise vorzubringen gewagt, das will ich nun

einfach, offen, geradeaus sagen: Lassen Sie das Theater .... und nehmen Sie meine Hand an!"

Marie blickte traurig nach Konrad.

„Halten Sie noch einen Moment ein mit der Antwort!" sagte dieser. „Ich habe Ihnen nicht viel zu bieten, aber ich weiß, was meine Liebe vermag, ich weiß, was ich für Sie zu thun im Stande bin."

Marie schüttelte das Haupt: „Ich kann in beschränkten Verhältnissen nicht leben!"

„Und jetzt?" sagte er, „wie leben Sie jetzt?"

„Jetzt entschädigt mich das Theater für manche Entbehrungen; es gibt mir Selbstständigkeit, es befriedigt meinen Ehrgeiz."

„Ihre Eitelkeit!"

„Mag sein, Konrad, mag sein! Vielleicht haben Sie Recht! Ich bin Ihrer nicht würdig."

„Marie, Marie! Lieben Sie mich denn nicht?"

„Ich will ganz offen mit Ihnen sprechen; ich will Sie meine Seele, mein Herz sehen lassen, wie sie sind. Ich liebe Sie, ich glaube Sie unendlich zu lieben, — hier, wenn Sie mir gegenüber sitzen, wenn ich Sie sprechen höre; wenn ich aber im Theater singe, erscheine ich in Gesellschaft oder auf einem Balle, — dann bemächtigen sich meiner der Ehrgeiz, die Eitelkeit, die Gefallsucht, und wenn ich Sie dann erblicke und mir die Frage stelle, ob ich Sie liebe, muß ich mir sagen: Ich liebe ihn nicht — genug!"

„Sie sehen doch schrecklich klar Ihr Herz vor sich liegen!" sagte Konrad bebend.

„Und Sie müssen mich und mein Wesen entschuldigen, Sie tragen Ihren guten Theil daran! Man unterdrückt nicht ungestraft drei Jahre lang seine Neigung;

man reißt nicht Tag für Tag jeden frischen Trieb, der sich zeigt, mit Gewalt heraus; man sagt sich nicht täglich ohne Erfolg: Es ist Wahnsinn, an ihn zu denken; er liebt Dich nicht, er liebt eine Andere! Man sieht nicht ohne Wirkung, ohne furchtbare Zerstörung seines Inneren den Mann, welchen man liebt, mit einem Weibe verkehren, das er nicht geliebt — wie er später sagt! Zu spät, Konrad, zu spät! Wir können uns nicht besitzen! Sie sehen, wie richtig ich urtheilte, als ich Ihnen dieses Wort zuerst gesagt, wie unklug es von uns Beiden war: die Wahrheit der inneren Stimme sich wegzuleugnen!"

„Ihre Gedanken und Ihre Worte sind tödtlich, wie das Beil eines Scharfrichters. Sie urtheilen kalt wie ein Richter, der nur den Verstand hört!"

„Was blieb mir übrig als mich an den Verstand zu halten, da es galt, meine Liebe zu tödten; als ich resignirte, als ich die Hoffnung aufgegeben: Sie je zu besitzen? Wer tröstete mich in den kalten, qualvollen Stunden, als der Verstand mir sagte: Entsage der Liebe — gebe Dich der Kunst hin! Der Verstand sagte mir: Spiele Komödie, damit Du zum Ziele gelangst; der Verstand sagte mir: Bleibe brav und Du kannst Dir Alles, was Du thust — durch dieses Bewußtsein gestählt — vergeben! Und nun, nachdem er mir mein Herz hinwegraisonnirt, kann es der Liebe nicht mehr gelingen, ihn zu verscheuchen. Wir können uns nicht besitzen, Konrad!"

„Wir können uns nicht besitzen!" murmelte dieser mechanisch nach. „Sagen Sie das allein?"

„Ich und meine Mutter."

„Ihre Mutter hat Sie mißtrauisch gemacht; sie hat

von Jugend auf den Keim in Ihre Brust gelegt: keinem Manne zu glauben. Marie, die Absicht war vielleicht gut, aber sie hat Sie um das Schönste gebracht, was ein Weib besitzt: um das Herz! Sie sind kein Weib und sind kein Mann, Sie haben den Ehrgeiz des Mannes und nicht dessen Thatkraft. Das Resultat ist die Eitelkeit, die nur momentan Befriedigung findet und Sie nie vollends glücklich machen wird. Dort, wo allein Ihr Herz entscheiden sollte, da spricht der Verstand und — Ihre Mutter!"

„Meine Mutter! Ja, Konrad, sie hat das letzte Wort zu sprechen, sie besitzt ein Recht dazu. Nie hat eine Mutter gethan, was meine Mutter vollbracht. Sie hat Noth und Elend ertragen, um mir den Weg zu bahnen und mich unabhängig zu machen, um mich vor der Täuschung, der Qual und dem Elend zu bewahren, das sie beinahe in das Verderbniß geführt, sie hat mir die Hälfte ihres Lebens geopfert, — es ist nun meine Pflicht: ihr das meine zu widmen. Ich kann und darf nichts thun gegen ihren Willen. Ich werde das nie vergessen!"

„Und was hat Ihre Mutter mir vorzuwerfen?"

„Ihr sind in diesem Hause Dinge über Sie erzählt worden, Konrad, die Sie mir selbst eingestanden haben, die ein Mädchen, das liebt, für Augenblicke vergessen kann, — nie aber eine Mutter, welche nur das Wohl ihres Kindes vor Augen hat."

„Was Sie da sagen, Marie, klingt so vernichtend für mich, daß ich nichts darauf erwidern kann. Was ich sagen könnte, darf ich vor einem Mädchen, das so rein ist, wie Sie, nicht erörtern und dennoch haben Sie Unrecht. Marie, Marie! Sie sind sehr unglücklich! Sie haben zwar als Kind das Licht Ihrer Augen wiederge-

wonnen, dafür ist, als Sie Mädchen wurden, Ihr Herz erblindet!"

Marie weinte.

Konrad war eisig kalt und ruhig geworden, so sehr auch sein Herz litt. Das Unglück, unter dessen Hammerschlägen er sich eben befand, hatte ihn gestählt. Es ist dies die Wohlthat jeder starken, frischen Wunde: daß sie im ersten Augenblicke die Kraft erhöht, der Schmerz kommt erst bis später nach.

„Nun denn, Marie", sagte er, „mein Entschluß in Bezug auf mich ist gefaßt! — Sie sagen: daß Sie Ihr Glück nur beim Theater finden. Für Sie also muß Etwas geschehen. Ihre Stellung hier ist Ihnen lieb und werth. Sie müssen trachten, sich dieselbe zu erhalten. Wie kann man zum Ziele gelangen? — Durch Protektion! Fürst Fahl hat Ihnen nöthigenfalls seine Verwendung angetragen, — suchen Sie dieselbe nach."

„Wie kann ich das thun?"

„Schreiben Sie."

„Ihm schreiben?"

„Wenn er sich so benommen, wie Sie es geschildert, so sehe ich keine Gefahr dabei."

„Ich kenne aber die Form nicht, wie man einem solchen Manne schreibt."

„Ich will Ihnen den Brief schreiben", sprach Konrad. Er setzte sich an den Schreibtisch und fertigte den Brief aus.

„Wie soll ich den Brief hinbefördern lassen? Es würde auffallen, wenn ich mein Mädchen damit sendete. Wer weiß, ob er den Brief in die Hand bekommen würde."

„Ich will Sorge dafür tragen, daß er ihn erhält."

„Wir bleiben Freunde?“ sagte Marie.

„Wir bleiben Freunde!“ sprach Konrad.

Es dämmerte, als Heil die Sängerin verließ. Diese schleppte sich förmlich an's Fenster, beugte das Haupt auf den Blumentisch, schluchzte bitterlich, so daß sie die Blüthen — bei denen sich Veilchen, welche ihr Konrad gebracht hatte, befanden — förmlich mit ihren Thränen benetzte. Marie sann, sann und sann! Sie war betrübt über das Weh, das sie Konrad bereitet, und der eigene Schmerz wühlte in ihrem Busen. Sie hatte mit Anstrengung aller ihrer Kräfte jenen Ton der Härte Konrad gegenüber angeschlagen, in den zu fallen bis dahin Herz und Verstand sich gesträubt. Obwohl sie all' das dachte und für richtig hielt, was sie Konrad gesagt, — zu dem Entschlusse, es ihm zu sagen, wäre sie doch aus eigenem Antriebe nicht gekommen. Die Mutter Marien's hatte ihn gezeitigt, hatte ihn zu Wege gebracht.

Um dieselbe Stunde, Tags zuvor, an derselben Stelle war es gewesen, wo die Mutter an die sinnende Marie herangetreten und nach einigen liebevollen, einleitenden Worten zu dem Mädchen gesprochen hatte: „Darf ich Dir gegenüber, mein Kind, eine Angelegenheit berühren, die Dich betrifft und folglich auch mich?“

„Sprich, liebe Mutter!“

„Ich mache Dir keine Vorwürfe darüber, daß Du nicht offen gegen mich bist. Man kann nicht so zurückhaltend sein wie Du, wenn man seine Geheimnisse nicht auch vor seiner Mutter verbirgt. Man ist entweder verschwiegen oder ist es nicht, in letzterem Falle ist man es gegen alle Welt. Auch hat Dein Schweigen für mich etwas Beruhigendes. Ich weiß, daß nichts Entscheidendes vorgefallen, denn sonst hättest Du sicherlich mir Mitthei-

lungen darüber gemacht. Allein so wichtig es sein mag: daß Du mir Deine Gedanken vorenthältst, so nothwendig scheint es mir: daß ich Dir meine Meinung unumwunden gestehe. Du weißt dann wenigstens, wie ich denke und was ich will, wenn Du je in jene Lage gerathen solltest, in der Dein erster Gedanke sein muß: Was würde meine Mutter darüber denken, was würde sie dazu sagen? — Herr Heil liebt Dich, mein Kind, das sehe ich klar. . . ."

„Liebe Mama. . ."

„Ich will von Dir keine Beichte über Deine Empfindungen, denn dies würde hier kaum allein entscheiden können; ich will Dir nur sagen, wie sich die Sache in meinem Kopfe für den Fall darstellen würde, wenn Herr Heil Dich zu irgend einer Entscheidung drängte. Du weißt, wie und wozu ich Dich erzogen habe. Ich wollte Dich unabhängig machen, um Dich nicht willenlos wie eine Beute einem Manne überlassen zu müssen, in dessen Hand dann Dein Schicksal gegeben wäre; ich wollte Dich vor jenen Täuschungen bewahren, die jede Frau erlebt, wenn sie auch noch so sehr von einem Manne geliebt wird; denn ich kenne Dich; Du gleichst mir, Du wärest rettungslos verloren gewesen, hätte man Dich getäuscht und betrogen."

Marie sah ihre Mutter an und antwortete nicht, obwohl sie bei sich dachte: es bestände denn doch ein großer Unterschied zwischen ihr und ihrer Mutter.

„Die Stellung, die Du einnimmst", fuhr die Frau fort, „macht Dich zur Herrin Deiner selbst. Es kann Nonnen geben auch beim Theater. Man widmet sich eben ausschließlich der Kunst und alles, was man thut, thut man zur größern Ehre der Kunst und zur größern Voll-

endung seines Glückes. Träte ein Glück an Dich heran, ein großes, ungeahntes Glück, das Dich über alle Wechselfälle des Lebens erhöbe, dann würde es sich der Mühe verlohnen, mit sich zu Rathe zu gehen, ob man eine Karriere, wie Deine, aufgeben solle. Aber Herr Heil — was hat er Dir zu bieten? Du weißt, was uns der Dichter Schwarz wiederholt von seinem Verhältniß zu dieser abscheulichen Camilla gesagt. Bist Du sicher: daß ein Mann, der einmal so leicht entbrennen konnte, da sich ihm nichts darbot, als Koketterie und Raffinement, bist Du sicher: daß ein Mann, den nicht Jugend, Unschuld und Schönheit fesselten, sondern Schminke und Sinnlichkeit; bist Du sicher: daß er Dich dauernd beglücken und Dir treu bleiben würde, wenn Jugend und Schönheit von Dir schwänden und neuerdings eine Liebeskünstlerin wie Camilla ihm entgegentreten würde? Denke Dich in diese Lage und urtheile selbst.

Was hat Dir Herr Heil übrigens zu bieten, außer der Liebe, die er jetzt fühlt, wie er vielleicht sagt? So viel wie nichts! Dem Sinn von heute auf morgen entspricht seine Stellung von heute auf morgen. Du erwirbst jetzt so viel wie er; Du bist befreit von all den kleinen Sorgen und Mühen des Lebens; Du bist gesucht und gefällst; Du geht mit der Befriedigung, daß man Wohlgefallen an Dir findet, zu Bette, träumst von Deinem Erfolg und erwachst mit der Hoffnung, daß der neue Tag Dir den Genuß des vorhergegangenen wiederholt bringen werde; Dein Geist ist beschäftigt und gespannt, das Leben hat täglich Interesse für Dich; Du hast eine Stellung im Reiche der Kunst und Dein Charakter sichert Dir auch eine Stellung in der Gesellschaft; Du bist angesehen, beliebt und beneidet! Was wäre

Deine Position, wenn Du Herrn Heil heiraten würdest? Du wärest sein Weib, obliegend den kleinen häuslichen Pflichten, leidend unter den Entbehrungen und Beschränkungen, die Dir das Leben auferlegt, und er, Du und wahrscheinlich eine Familie, Ihr müßtet Euch bequemen, mit dem zu leben, was jetzt nur gerade ausreicht, um Dich und mich zu erhalten.

Wenn also eine Heirat mit Herrn Heil unmöglich ist, was soll dieser Umgang, der schon lange über das Maß des Verkehrs mit einem Freunde, der uns gleichgiltig, hinausgegangen ist? Ist eine Heirat mit Herrn Heil nicht räthlich, so ist eine andere Beziehung zu ihm unmöglich. Ich sage Dir dies, so lange es noch Zeit ist, denn ich fürchte, Du könntest ihn lieben. Du bist ein braves Kind, mußt es bleiben und wirst es bleiben, ich weiß es. Ich werde nie in eine Heirat mit ihm willigen, weil ich Dein Unglück voraussehe, und ein Verhältniß würde ich nicht zugeben. In beiden Fällen würde ich mich von Dir trennen. Was Du thun willst, wie Du Dich mit Heil auseinander setzen willst, das ist nun Deine Sache. Ich muß dies Dir überlassen, da ich nicht weiß, wie es in Deinem Innern aussieht. Ich kann Dir keinen Rath ertheilen, da Du mich nie zu Rathe gezogen hast. . . ."

„Du irrst, Mama, Du irrst!"

Die Mutter küßte ihre Tochter auf die Stirn, drückte sie hierauf — nachdem sie sie einen Augenblick angesehen, an ihr Herz und trocknete mit den Lippen die Thränen von Mariens Auge ab. Sie ließ das Mädchen allein, das noch lange sinnend und hinausstarrend an den Blumen saß.

Marie konnte aber ebensowenig zu einem Entschlusse

gelangen, als Konrad. Wenn auch nur ein Fünkchen Liebe im Herzen glüht — wer kann sich entschließen, in die finstere Nacht hinauszugehen, wer mag da den letzten Hoffnungsstrahl aufgeben? Konrad und Marie waren entschlossen, zu entsagen, wenn sie einander nicht sahen; trafen sich aber ihre Blicke, so vermochten sie nicht den Gedanken der Trennung zu fassen. Konrad glich einem Brustkranken, der Andern gegenüber von seinem nahen Tode mit einer Gewißheit spricht, daß man glauben sollte, er sei tiefinnerst davon überzeugt, der aber sich selbst die Gefahr nie zugesteht, und wenn ihn ein bekümmerter Blick des Freundes trifft, sich tröstend sagt: Vielleicht gibt es doch noch ein Mittel, vielleicht werde ich doch am Leben erhalten!

Konrad besuchte Marie nach wie vor; er hatte weniger Hoffnung als je; er liebte sie aber leidenschaftlicher als zuvor! Den Brief an Fahl hatte er durch eine zuverlässige Hand dem Fürsten übergeben lassen. Nun fragte er Marie: „Haben Sie Antwort vom Fürsten?“

„Er war heute selbst hier und versprach mir, Alles zu thun, damit mein Wunsch erfüllt werde.“

„Er war selbst hier?“ sagte Konrad lächelnd. „Nun das hätte ich ja glücklich zu Stande gebracht! Sehen Sie nur, wie ruhig ich bin. Glauben Sie noch an meine Eifersucht?“

Marie reichte ihm lächelnd die Hand und sprach: „Sie haben auch keinen Grund dazu!“

„Aufrichtig gesagt, habe ich auch kein Urtheil mehr über mich, keine Ahnung, was da werden, wie ich mich benehmen soll. Es wird nun Alles von Ihnen abhängen. Verletzen Sie mich nur nicht zu sehr, haben Sie Mitleid

mit meiner Empfindung, schonen Sie mich, stellen Sie mein Herz auf keine zu starke Probe!"

„Was habe ich denn wieder gethan?"

„So Manches, was kein Unrecht sein mag, was ich aber sicherlich nicht gethan hätte, wenn ich an Ihrer Stelle wäre. Sie haben sich neulich nach dem Theater von einem Herrn Ihres Kreises bis zu Ihrem Hause begleiten lassen. Sie wissen, daß ich es nie gewagt, Ihnen öffentlich zu nahen; Sie wissen, wie Sie mir begegnet sind, als ich Sie einmal zur selben Stunde zufällig traf, und Sie begrüßte; Sie wissen, welchen Eindruck Ihre Worte damals auf mich gemacht, und nun...."

„Aber der Herr ist mir ja gleichgiltig! Begreifen Sie denn den Unterschied nicht?"

„Ich habe ihn nie begriffen, ich begreife ihn heute auch nicht!"

„Sie fordern von mir: ich soll leben, als wenn wir uns allein auf der Welt befänden! Ich gehöre doch dem Theater an! Ich darf die kleine Anzahl von Freunden, die ich besitze, nicht von mir stoßen. Wenn ich nur weiß, daß ich nichts Unrechtes thue!"

„Marie, ich begreife Sie nicht! Was nützen denn, was können Ihnen denn diese Herren nützen? Sie umschwärmen Sie, so lange Sie beliebt sind, — sie sind die Ersten, die Sie verlassen, wenn die Gunst des Publikums sich von Ihnen wendet. So viel, was die Schauspielerin anbelangt; und nun erst ein Mädchen, ein Mädchen, das so sehr auf seinen fleckenlosen Ruf hält, wie Sie! Seien Sie mir nicht böse, wenn meine Worte bitter werden, aber ich kann Sie Ihnen nicht ersparen. Hat einer dieser Herren, die um die Gunst werben, Sie des Abends nach Hause geleiten zu dürfen, sich schon bei vollem Tageslicht

öffentlich mit Ihnen auf der Straße gezeigt? Und wenn Ihnen auch dieser Einwurf nicht genügen sollte, so sage ich Ihnen: Harren Sie des Momentes, wo einer der Herren, welche jetzt Ihren Hof bilden, heiratet, — wird er Ihnen seine Frau vorstellen? — Sie sehen mich entrüstet an; ziehen Sie Vortheil aus dieser Entrüstung; sie ist ganz dazu dazu geeignet, ein helles Licht auf das Verhältniß zu werfen, in dem Sie zu jenen Herren stehen."

„Gut denn!" sprach Marie. „Ich werde mich von keinem dieser Herren mehr nach Hause begleiten lassen!"

„Sie haben noch Etwas zu versprechen, liebe Marie!" sagte Konrad. „Nehmen Sie keine anonymen Geschenke an! Diese Herren bewundern die Kunst nur in Gestalt einer schönen Schauspielerin."

„Ich begreife Ihren Haß nicht gegen diese Herren", sagte Marie. „Nie hat einer derselben es auch nur gewagt, mir mit einem unschönen Worte zu nahen."

„Ich kenne Ihre Einwürfe. Sind Sie denn wirklich nicht im Stande, sich von Ihrer Eitelkeit zu befreien?"

„Was Ihr Männer doch gar so strenge seid mit uns Mädchen! Wenn Ihr einen Eurer unsterblichen Artikel geschrieben habt, ein Gedicht oder ein Theaterstück, so seid Ihr ergrimmt und beleidigt, wenn nicht Jedermann, der Euch begegnet, in helles Lob über Euer Talent ausbricht. Wer empfindet mehr Angst und zittert mehr dem Schicksale entgegen, als Ihr Herren, die Ihr Theaterstücke schreibt? Wenn zwei Hände auf der Gallerie Euch Beifall zuklatschen, so dünkt es Euch, als ob der liebe Gott vom Himmel herab, mit einer Stimme, die die ganze Welt erfüllt, riefe: Du bist der Dichter, an dem ich mein Wohlgefallen habe! — Und wenn gar nach beendeter Vorstellung eine Fürstin auf die Bühne

käme, mit dem Lorbeerkranze in der Hand und zu Euch spräche: Mein Herr, Sie gefallen mir, ich bewundere Sie! — so würdet Ihr auf die Knie sinken und ausrufen: Die Frau Poesie ist in leibhaftiger Gestalt aus ihren Höhen zu mir herabgeschwebt und hat mir den Lorbeerkranz auf meine unsterbliche Stirne gedrückt! — Uns arme, schwache Geschöpfe, hervorgegangen aus der Schule der Noth und des Elends, auferzogen in Entbehrung und Drangsal, uns, die wir durch eigene Kraft uns zu einer Stellung emporgeschwungen, — uns soll es nicht freuen, wenn die Großen dieser Erde freundlich und artig mit uns sind, unsere Gesellschaft suchen, uns Schmeicheleien sagen, uns Blumen bringen, uns Geschenke senden — anonym? — Glauben Sie mir, Konrad, mit dem Puritanismus der Männer ist es auch nicht weit her, und auch Sie — Sie sind zwar strenge gegen sich, aber Cato selbst sind Sie deshalb doch nicht!"

Konrad lächelte und sprach: „Im Allgemeinen haben Sie Recht. Aber Sie sagen, daß Sie mich lieben und für das Besondere gelten besondere Gesetze! Was an sich nicht tadelnswerth ist, kann doch die Empfindung desjenigen verletzen, dem man gesagt hat: Ich liebe Dich!"

„Steigen wir von den Höhen unseres Gespräches etwas herab," sagte Marie, „oder vielmehr: lassen wir der Abwechslung wegen die gegenseitigen Vorwürfe. — Ich bin morgen Abends nicht beschäftigt, ich möchte gern ein anderes Theater besuchen. Wollen Sie mir Plätze schicken? Aber Sitze, keine Loge."

„Mit Vergnügen", sagte Konrad und empfahl sich.

Er sendete Marien am andern Morgen die verlangten Plätze. Zur Mittagszeit erhielt er von ihr ein Billet. Marie schrieb: „Wir sehen uns heute Abends im Theater.

Ich habe auch eine Loge bekommen und werde der Bequemlichkeit halber davon Gebrauch machen. Auf Wiedersehen! — Marie."

Konrad verlebte qualvolle Stunden bis zum Abend. „Wer mochte ihr die Loge geschickt haben? Warum hatte sie dieselbe angenommen, da sie von ihm doch ausdrücklich Sitze verlangt und sich eine Loge verbeten? Die Bequemlichkeit allein konnte da also nicht entscheiden." Es war Konrad nichts peinlicher, als dieses Zurückführen auf Verstandesgründe von Seite Mariens. Es konnte nichts dem Zwecke widersprechender auf ihn wirken und ihn mehr verwirren. Dieser nüchterne Nützlichkeitsgrund war der unrichtigste, den Marie angeben konnte, jeder andere hätte Konrad weniger beunruhigt. Er wählte im Theater einen Platz, inmitten des Auditoriums, um nach allen Seiten hin beobachten zu können. Marie erschien in der Loge mit ihrer Begleitung. Sie sah nach ihm; er vermochte es nicht, sie zu grüßen. Kurz darauf erschien, Marien gegenüber, Fürst Fahl. Er sah sich rasch im Theater um, sein Bick blieb auf der Loge, in welcher Marie saß, haften. Er grüßte das Mädchen und dieses dankte freundlich. Konrad wußte nun, was er wissen wollte, und verließ das Theater.

Er eilte nach Hause und schrieb einen Brief an Marie. Als dieser beendigt war, las er ihn durch und zerriß ihn. „Ich kann ihn nicht absenden", sprach er zu sich. „Er würde Marie zu hart treffen!" Er schrieb einen zweiten Brief und zerriß ihn wieder. Er hatte unter Anderem geschrieben: „.... Sie ließen meine Plätze liegen und nahmen eine Loge — der Bequemlichkeit wegen. Ich zweifle nicht daran, dazu bin ich zu stolz. Ich glaube, es ist bequemer, in einer Loge zu sitzen, wenn man auch

ein treues Herz tief verletzt. Es muß doch einen eigenen Reiz haben: sich in einer bequemen Loge von Fürsten ansehen und bewundern zu lassen, sich inmitten solcher Existenzen wohl zu fühlen oder — was noch schöner ist — zu thun, als ob man sich wohl fühlte! Das ist es, was mich schmerzt. Ich würde es nicht betonen: daß man den Mann beleidigt, den man liebt, weil man einen andern zu verletzen fürchtet, den man nicht liebt; allein dieses Zurschautragen des Scheines: mehr zu sein als man ist, zu glänzen über seinen Stand, diese Sucht nach Flitter bewegt mich, Ihnen zu schreiben. Sie wußten, was Sie thaten; Sie könnten mich nicht achten, wenn ich derlei ruhig hinnähme. Wohlan denn! Sie haben gewählt, seien Sie glücklich! Vielleicht erwächst Ihnen die Gnade, daß diese Erfahrung Sie von den Schlacken reinigt, die an Ihnen haften. Leben Sie wohl!"

Auch dieser Brief war, wie gesagt, Konrad zu hart. Er schrieb deshalb Marien nur die Worte: „Man hat Sie gelehrt, Niemand zu glauben; ich bin erzogen worden in Treue und Glauben an die Menschheit. Ich habe durch Sie den Glauben verloren, — mögen Sie ihn durch mich gewinnen! Ich entsage. Mögen Sie daraus ersehen: daß es ein Wesen gegeben, das Sie um Ihrer selbst willen unendlich liebte. Leben Sie wohl! Wir werden uns nicht wiedersehen!"

Maria fand den Brief, als sie nach Hause kam. Am andern Tage erhielt Konrad von Marie folgende Zeilen: „Wenn Sie nicht wollen, daß mir die heutige Rolle gänzlich mißlingt, so erscheinen Sie im Theater. Es wird mir ein Zeichen sein, daß ich Sie morgen erwarten darf. Bedenken Sie, daß wir so nicht scheiden dürfen! In Seelenangst Ihre Marie!"

Konrad begab sich des Abends in's Theater. Als Marie die Bühne betrat, sah er, daß, als sie ihn gewahrte, sie tief aufathmete und dankend den Blick nach Oben richtete.

Konrad begab sich am nächsten Tag zu Marie, jedoch etwas früher als diese ihn erwartete. Sie war verlegen und sah sehr leidend aus. Konrad bemerkte die Verlegenheit nicht, er sah nur den Schmerz auf dem Antlitze des geliebten Mädchens und fühlte Mitleid. Marie rang sichtlich nach Worten. Konrad wollte ihr den Moment erleichtern und da er ein prachtvolles Blumenbouquet auf dem Tische sah und nebenan liegend ein Armband bemerkte, das er nie an Marien gesehen, so sprach er: „Welch' schöne Blumen, welch' einfach geschmackvolles Armband!" Marie entgegnete: „Ich habe es für eine Verwandte gekauft, deren Geburtstag wir dieser Tage feiern. Doch... Hören Sie mich an! Welche Qual haben Sie wieder mir, haben Sie uns Beiden bereitet!"

„Ich?" rief Konrad aus.

„Ja Sie — Sie allein! Sie wissen, was ich vom Fürsten begehrt habe. Nun sendete er mir eine Loge und ich dachte: Konrad wird mich begreifen, wird mich verstehen, er wird es nicht übel vermerken, wenn ich seine Karten nicht benütze; den Fürsten jedoch würde ich beleidigen, wenn ich seine Freundlichkeit zurückwiese. Hier haben Sie die volle Aufklärung und Entschuldigung! Sind Sie damit zufrieden? ... Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie mich so leicht aufgeben könnten!"

„So leicht! Bin ich nicht hier? Weiß ich doch selbst nicht, ob ich mir solchen Wankelmuth verzeihen kann. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich desselben fähig bin."

„Ist es Wankelmuth, wenn man standhaft bleibt in seiner Liebe?“

„Ich kann Ihnen nicht sagen, was in mir vorgeht, was ich will, was ich denke, was ich fühle; ich weiß nur, daß ich diesen Zustand nicht länger ertragen kann. Ich würde zu Grunde gehen, wenn sich die Szene von gestern Abend wiederholte.“

Marie sah Heil an und sprach gerührt: „Armer Konrad!“

Nach einer langen Pause fragte sie ihn: „Werden Sie heute Abend in's Theater kommen?“

„Ich weiß es nicht“, sagte Konrad. „Ich glaube, es wird besser sein, wenn ich wieder das Theater meide.“

Er ging. Den ganzen Tag über stand der Entschluß in ihm fest, das Theater nicht zu besuchen; im letzten Augenblicke jedoch zog ihn die peinlichste Sehnsucht, Marie zu sehen, in das Opernhaus. Marie war nicht beschäftigt, sie befand sich in der Theaterloge. Vor ihr lag das Bouquet, welches Konrad Vormittags bei ihr gesehen, und an ihrem Arme trug sie das Bracelet, das Konrad ebenfalls erkannte, trotzdem er es nur einen Augenblick sah, denn Marie hatte in dem Momente, als Konrad eintrat, den Arm auf ihren Schooß gelegt. Neben Marie saß Camilla. In einer der Logen gegenüber bemerkte Konrad den Fürsten Fahl-Fahl. Nach dem Schlusse des zweiten Aktes gewahrte Heil, daß Marie mit Jemand im Hintergrunde der Loge sprach. Sie wendete sich um und sah nach Konrad. Dieser glaubte Thränen in ihrem Auge zu bemerken, und als Marie sich erhob und leicht mit dem Haupte nickend nach ihm blickte, meinte er in ihren Augen zu lesen: ihr sei ein Leid widerfahren und sie wünsche mit ihm zu sprechen.

Konrad eilte aus dem Theater vor Mariens Haus, um sie dort zu erwarten und einige Worte mit ihr zu wechseln. Er ging auf der Straße auf und nieder. Marie kam nicht. Die Besorgniß Konrads erwachte. Er konnte es sich nicht erklären, wo Marie so lange weile, da sie doch gleich nach ihm das Theater verlassen haben mußte. Er eilte auf dem Wege, der vom Hause zum Theater führte, zurück. Er traf Marie nicht. Er lief denselben Weg zurück bis vor Mariens Haus, denn er dachte, er könnte das Mädchen verfehlt haben. Doch kein Licht brannte in der Wohnung; Marie konnte noch nicht nach Hause zurückgekehrt sein. Konrad begann sein Auf- und Niederwandeln von Neuem; die Uhr schlug Viertelstunde auf Viertelstunde; seine Schritte flogen so rasch als sein Puls; seine Seele war von tödtlicher Angst erfüllt; er peinigte sein Gehirn zu allen möglichen Kombinationen, — keine hielt Stand, er fand keinen tröstenden Gedanken, der ihm Aufschluß darüber gab: was Marie begonnen. Es war völlig Nacht geworden. Die Sterne schienen am Himmel, die Gaslaternen brannten hell. Wieder war er dem Theater zugeeilt, inmitten der Straße gehend. Da sah er eine Dame in Begleitung eines Herrn, von einer Dienerin gefolgt, einherschreiten. Er blickte scharf hin, — es war Marie? Konrad ging auf sie zu, — es war wirklich Marie; heiter, lachend und plaudernd kam sie mit dem Fürsten Fahl daher.

Heil war keines Gedankens fähig. Er ging an den Beiden vorüber, grüßte nicht und sah Marie mit einem durchdringenden Blicke an. Das Mädchen zuckte zusammen. Es schritt jedoch mit dem Fürsten an Konrad vorüber, als ob es diesen nicht bemerkt hätte, ihn nicht kennen würde. Konrad ging einige Schritte weiter, blieb dann

stehen, lehnte sich an die Thüre eines geschlossenen Kaufmannsladens und sah Marien nach. Ein Wagen folgte in einiger Entfernung dem Paare. Konrad glaubte, als die Karosse an ihm vorüberfuhr, zu bemerken: daß ein weiblicher Kopf sich einen Moment lang aus derselben herauslehne. So stand er fast bewußtlos; Empfindungen und Gedanken führten in ihm einen gespenstischen Kreislauf, seine Hand suchte förmlich in der Luft herum, um außen einen Gedanken zu erhaschen, — vergebens — die wilde, gespenstische Jagd tobte ohne Unterlaß. Da kam Fürst Fahl zurück und nahte Konrad. Dieser überlegte einen Moment: ob er ihm entgegentreten solle; doch der Gedanke an Mariens Glück, ihr reiner Name hielten ihn davon ob. Im nächsten Augenblicke wollte er trotzdem den Fürsten ansprechen; allein dieser war an Konrad langsam vorübergegangen und ihm nachzueilen, widerstrebte Konrads Sinn.

Er schleppte sich mühselig weiter, seiner Wohnung zu. Er vermochte sich kaum zu halten. Mit dem Aufgebote aller Kräfte gelangte er bis zu einem Palais, das durch Steinpfeiler und diese verbindende schwere, eiserne Ketten von der Straße abgesperrt war. An einen dieser Pfeiler lehnte er sich, um neue Kraft zu sammeln. Konrads Stirn glühte, seine Wange brannte; er streckte seine Hand instinktmäßig in die Luft, als ob er den kühlen Strom festhalten wollte; seine Sinne begannen zu schwinden. Woher Kühlung für die fiebernde Stirn, um sich die Besinnung zu erhalten! Der Platz war menschenleer. Konrad wankte. Da griff er, um Halt zu gewinnen, nach rückwärts, nach den kalten Eisenketten. Bei Berührung des kalten Metalls zuckte er zusammen. Er kniete nieder und legte seine Stirn an die Kette, er preßte den

Kopf an den eisernen Ring, — das that so wohl, so wohl! Die Kraft kehrte wieder. Konrad erhob sich und eilte nach Hause. In seinem Zimmer angelangt, warf er Hut und Rock fort. Es war so heiß, so beängstigend schwül im Zimmer. Er stieß das Fenster auf und brach zusammen.

Nach einiger Zeit kam Konrad zu sich. Nur mit Mühe gelang es ihm, seine Gedanken zu sammeln. Er wußte im ersten Augenblicke nicht, was mit ihm vorgegangen war; dann stand ihm die Szene, deren Opfer er soeben gewesen, lebhaft wieder vor Augen. Er machte Licht; er wollte einen Brief schreiben, vermochte es aber nicht. Er zog ein Heft aus dem Pulte, auf dessen Deckel in goldenen Lettern das Wort Tagebuch stand, schlug es auf und schrieb am Schlusse der letzten beschriebenen Seite: „Ende mit Marien“, und das Datum. Als er es geschrieben, war er wieder nahe daran, die Worte zu löschen. Ein Gedanke schwebte ihm vor; er klammerte sich an denselben wie der Ertrinkende an ein Brett. Es war ihm, als müßte Marie jetzt noch in später Nacht kommen, müßte ihm Aufklärung bringen, ihn um Verzeihung bitten.

Er eilte an das Fenster, er sah hinaus, da erblickte er zwei weibliche Gestalten am Thore halten. Die eine zog an der Glocke; das Thor wurde geöffnet, Konrad hörte Schritte; eine verschleierte Gestalt trat in sein Zimmer. „Marie!“ schrie er auf, und stürzte zu den Füßen der Dame nieder.

Diese entschleierte sich und sprach: „Nicht Marie, — ich bin es, Camilla! Ich komme, um Sie zu trösten.“

„Sie mich trösten? Was wollen Sie bei mir, Ca-

milla? Wie kommen Sie hieher? Wie wissen Sie, was in mir vorgeht?"

„Ich habe es errathen, denn ich war Zeuge der Szene, als Fürst Fahl und Marie an Ihnen vorüber=gingen und Marie, statt sich vom Fürsten loszureißen, auf Sie zuzuschreiten und Sie um Vergebung zu bitten, kalt weiterzog."

„Und was bringen Sie mir?"

„Heilung, Gewißheit! Ihr Engel nimmt anonyme Geschenke an, wie alle Andern."

„Woher wissen Sie das?"

„Marie hat es mir selbst gesagt. Sie hat mir heute Abend in der Loge mitgetheilt, daß sie das Bouquet vom Fürsten Fahl bekommen habe und ließ mich dann ein Armband bewundern, das man ihr — anonym gesandt. Auch dieses stammt vom Fürsten Fahl."

„Woher wissen Sie das?"

„Ich kenne seinen Geschmack, — ich habe ein Glei=ches von ihm erhalten."

„Und warum kommen Sie, mir das Alles zu sagen?"

„Ich will Ihnen beistehen, sich an Marien zu rächen."

Konrad ging an das Fenster und kehrte Camilla den Rücken. In diesem Augenblicke fiel der Blick der Sän=gerin auf das Tagebuch, welches auf dem Schreibtische Konrads lag. Als sie die goldene Aufschrift bemerkte, ergriff sie es rasch und verbarg es. Konrad, der einen Augenblick nachgedacht hatte, wandte sich um und sagte zu Camilla:

„Ich räche mich nie! Leben Sie wohl!"

„Konrad!" sprach Camilla.

„Leben Sie wohl!" sagte dieser und Camilla ging.

Mit und ohne Maske.

Konrad hatte sich am nächsten Morgen in die Alpen begeben, um da seine Trauerzeit zuzubringen, war aber bald wieder zurückgekehrt, denn er fand nicht was er suchte: die Ruhe seiner Seele und Milderung seines Schmerzes. Er bemühte sich nun Erleichterung in der Arbeit zu finden und die wurde ihm auch, doch nur auf Augenblicke. Konrad sah endlich ein, daß es thöricht sei, den Schmerz betäuben oder ihm entfliehen zu wollen. Wer so wund ist, wie es Konrad war, so wund, daß auch die leiseste Berührung ihm Schmerz verursachte, daß jede Erinnerung an Marie, ja das Aussprechen ihres Namens durch einen Dritten ihn wie ein glühendes Messer berührte, der muß sich mit voller Brust dem Leid entgegenstellen und es auf sich wirken lassen. Dies beschloß denn auch Konrad. Er vermied es nicht einmal mehr, in das Theater zu gehen und Marie aus der Entfernung zu sehen. — Er beschäftigte sich viel mit dem Gedanken: ob wohl Marie sehr dadurch gelitten, daß er sie aufgegeben und

er tröstete sich damit: daß die Aeußerlichkeiten des Lebens ihr in nicht allzu ferner Zeit über den Schmerz hinüberhelfen werden, der auch sie anfänglich wohl heimgesucht haben mochte. Daß Marie gelitten, schien Konrad glaublich, denn er hatte erfahren, daß sie ihn an dem Tage, als er Wien verlassen, aufgesucht. Sie hatte also noch eine Verständigung herbeigewünscht; es lag ihr daran, daß Konrad keine üble Meinung von ihr hege. Diese hatte er auch nicht im Allgemeinen; allein je höher er sie gestellt, desto tiefer war sie in seinen Augen gesunken. Er nahm nicht an, daß sie treulos geworden, daß sie in einer nähern Beziehung zu dem Fürsten stünde; das glaubte er auch jetzt noch nicht, trotzdem er sah, wie sehr sich Fürst Fahl um Marie bemühte; allein daß das Mädchen, welches er als sein Ideal verehrt, so alles Zartgefühls baar sei, das raubte dem Verhältnisse in Konrads Augen jeden Halt, das machte es ihm nicht mehr möglich, mit Marien zu verkehren.

Bei seiner Rückkehr suchte Heil sein Tagebuch und als er es nicht fand, vermuthete er sogleich, daß es ihm Camilla entwendet. Er schrieb an Letztere, offen aussprechend, welche Vermuthung er hege, und begehrte sein Buch zurück. Camilla antwortete ihm nicht minder offen: daß sie es besitze und es ihm jetzt nicht zurückstellen werde; den Moment zu bestimmen, wann er wieder durch sie in den Besitz seines Tagebuches gelangen würde, müsse er ihr überlassen. Darauf erwiderte Konrad — von einem Verzweiflungscoup Gebrauch machend, zu dem er nur nach langem Kampfe gelangte — er werde Camilla gegenüber, wenn sie es wage, das Tagebuch einer dritten Person zu zeigen, von allen Mitteln Gebrauch machen, um sie zu ruiniren, und Camilla antwortete: er möge sich beruhigen,

sie werde das Heft nur — als Erinnerung an ihn bewahren!

Konrad versuchte noch andere Schritte, zum Ziele zu gelangen, aber vergebens. Camilla war durch nichts zu bewegen, ihren Raub herauszugeben. Sie hielt fest an ihrem Plane, bei dessen Ausführung sie das Tagebuch brauchte, trotzdem man hätte annehmen sollen: daß sie wenig Zeit und Lust hatte, sich mit irgend etwas Anderem zu beschäftigen, als mit dem Verhältnisse, das sich mittlerweile zwischen ihr und dem Komiker Heiter entsponnen. Sie schien nur für dieses zu leben und brachte die Abende, an welchen sie nicht beschäftigt war, in dem Theater zu, dessen Publikum Heiter entzückte. Der Komiker gab sich dem Sinnenrausche, in welchem er schwelgte, mit der vollen Gluth eines Herzens hin, das nach langen, langen Jahren endlich das Weib gefunden, welches ihm sein ganzes Leben hindurch als das unerreichbare Ziel tiefsten Wunsches vorgeschwebt. Er verließ Camilla selten und mied so viel als möglich sein Haus, in dem er, wenn er hie und da zurückkehrte, ein weinendes Weib fand, und ein Kind, das er bis nun so abgöttisch geliebt. Er fürchtete den Schmerz und die Vorwürfe seines Weibes, weil sie ihm unangenehm waren; er bangte vor dem Anblicke seines Kindes aus Angst: dieses würde die alte Liebe in ihm neu anfachen und ihm einige Augenblicke von den vielen Stunden rauben, die er zu den Füßen Camilla's zubrachte. Die Freunde Heiter's schüttelten das Haupt, denn sie sahen, daß er einem Abgrunde zueile, sie warnten ihn, sie baten und beschworen ihn, sie schilderten ihm Camilla, — vergebens! Das war nicht mehr Liebe, was Heiter zu Camilla zog, das war die Raserei eines Temperaments, das alle Zügel verloren!

Antonie Demuth und Regenauer verlebten die schönen Tage des Brautstandes. Konrad war bald nach seiner Rückkehr zu Antonie geeilt, um ein Wort des Trostes zu finden, sah aber, daß die Glücklichen nicht geneigt waren, durch seinen Schmerz die Heiterkeit ihres Lebens trüben zu lassen. Regenauer war noch eher bereit, Konrad zu hören, aber Antonie verhehlte nicht einmal ihr Mißvergnügen über die Störung, die Konrad in ihr Haus brachte. Sie wurde kalt und ungeduldig; sie sagte zu Regenauer, der ihr Vorwürfe über ihre Undankbarkeit gegen Konrad machte: „Mich würde sogar eine Nachtigall stören, wenn sie sich in die Rosenlaube setzte, in der wir uns befinden.“ Konrad meinte bei sich: „Sie war nicht vergebens beim Theater. Haben die Damen ihren Zweck erreicht, so werfen sie die Schale fort, aus der sie das Wasser getrunken, welches sie gelabt.“ Er vermied es fortan, Antonie in ihrem Glücke zu stören.

Das letzte Auftreten dieser jungen Sängerin und ihr Hochzeitstag nahten heran. Eine geachtete Künstlerin, Frau Ida Glaubwerth, beschloß, zu Ehren dieses Ereignisses ein Fest zu veranstalten, einen Kostümeball. Konrad hatte ebenfalls eine Einladung dazu erhalten. Er nahm sie an. Er konnte zwar mit Marien zusammenkommen — doch die Furcht vor einem Zusammentreffen war ihm entschwunden, seit es sich darum handelte, über Marie zu wachen und sie vor Camilla's Ränken in Schutz zu nehmen. Denn daß diese gegen die junge Sängerin etwas im Schilde führe und seine Memoiren dazu benützen wolle, war ihm klar geworden; gegen ihn waren sie ja keine Waffe für Camilla. Diese Sorge für Marie brachte Konrad, was er bisher so vergeblich gesucht, sie stillte seinen brennenden Schmerz. Er fand Beruhigung in der

Idee, daß er sich mit Marie beschäftigen dürfe, da er ja für ihr Wohl besorgt sei. Diese Idee diente ihm zur Entschuldigung sich selbst gegenüber, wenn eine innere Stimme ihm sagte: es ist Deiner nicht würdig, noch an sie zu denken.

Als Konrad in den Salon der Frau Glaubwerth eintrat, war die Zahl der Anwesenden noch nicht groß. Die Frau vom Hause war maskirt, man erkannte sie aber am Gange — wenn man sie nicht an der Sorgfalt erkannte, mit welcher sie die Dienerschaft aus der Ferne überwachte und die Salons im Auge behielt. Die intimen Ankommenden tauschten mit ihr einen Händedruck und einige Worte. Konrad hielt sich, an einen Pfeiler gelehnt, in der Nähe der Dame auf. Er trug einen schwarzen Domino und eine Halblarve ohne Spitzen; zur größeren Vorsicht hatte er aber über den Kopf die Kapuze seines Mantels gezogen. Die Dame vom Hause trug ebenfalls einen schwarzen Mantel. Einige der Ankommenden traten ruhig ein und bemühten sich, nicht erkannt zu werden; Andere konnten und noch Andere wollten sich nicht verstellen. Eine eintretende französische Bäuerin rief, als ihr der Diener den Mantel abnahm, in hohem Diskant: „Das ist wahr, so kannst nur Du den Mantel abnehmen!“ Und sogleich raunte man sich im ganzen Saale zu: „Das ist ja die ....“ Ein eintretendes Paar in prachtvollem Kostüme, der Mann als Kürassier unter Napoleon dem Ersten, die Frau in der Tracht Josefinens jener Zeit, schritt auf Frau Glaubwerth zu und begrüßte dieselbe. In demselben Momente rauschte eine Pompadour vorüber. Die „Josefine“ sagte: „Wie konnten Sie, hochgeehrte Frau, nur diese Person, diese Camilla einladen!“ — „Ist es Camilla?“ — „Ja, ich erkenne sie an ihren

Diamanten!“ — „Was wollen Sie! Ich habe dieselbe Meinung über diese — Camilla, wie Sie, aber man muß sich auch mit solchen Leuten verhalten, und wenn man sie auch sonst nicht bei sich sieht, von großen Festen, von einem Maskenballe kann man sie nicht ausschließen.“ Als Camilla in diesem Momente auf Frau Glaubwerth zuschritt, ging ihr diese zwei Schritte entgegen und sagte in dem herzlichsten Tone: „Wie freut es mich, liebe — Pompadour, Sie bei mir zu sehen.“ Der „Kürassier“ sagte zu „Josefine“ grinsend, bieder, freundlich: „Komm, mein geliebtes Weib!“ Und als Josefine sich, die Wuth im Herzen, zu rasch umdrehte und stolperte, raunte er ihr wüthend zu: „Gib doch Acht, Du ...“ Ein alter preußischer Wachtmeister aus der Zeit Friedrich des Großen war kaum in den Saal getreten, als er auf eine Gruppe von Herren losschritt und derselben eine Anekdote erzählte. Helles Gelächter ertönte aus der Ecke des Saales und der Wachtmeister war demaskirt. Eine Zerline trat ein und zum Ergötzen der Anwesenden bald darauf eine zweite Zerline. „Zwei Zerlinen?“ hieß es. — „Zerline Mutter und Zerline Tochter!“ wurde geantwortet. — Ein kleiner sarkastischer „Chevalier“, der sein Bäuchlein auf den nicht allzu starken Beinen wiegte, meinte nach einigen „Hm“: „Zerline — Tochter will eben heute die Zerline hier spielen, weil ihr Zerline Mutter die Rolle nie hat zukommen lassen.“ In Zerlinchen wurde sofort die Braut Antonie erkannt.

Die Salons waren überfüllt. Man tanzte und plauderte. Später wurde soupirt. Konrad hatte Marien nicht entdecken können. Er dachte, sie sei nicht anwesend. Er saß in heiterer Herrengesellschaft und gab sich trotz

aller Sticheleien nicht zu erkennen. Man trank ihm zu: „Dem großen Unbekannten!“ „Dem Manne mit der eisernen Maske!“ Dem „Domino-Nero!“ Der „Domina im Domino!“ und toll ging es so fort. Konrad trank ein Glas nach dem andern, plauderte mit, aber zerstreut, denn sein Blick suchte und suchte. „Noch eine Gesundheit, hieß es, dem Manne, der sich so gut verstellen kann!“

„Wie ein Schauspieler!“ warf Konrad hin.

„O! Ist das eine Anspielung?“

„Kaum, denn wenn Ihr Schauspieler wäret, so würdet Ihr Euch besser verstellen und Euch nicht verrathen!“

„Das ist eine Beleidigung!“ rief eine Maske.

„Nun glaube ich wieder, daß Ihr Schauspieler seid, denn Ihr seid empfindlich und werdet gleich — beleidigend!“

„Wir sind keine Schauspieler, Du aber bist es auch nicht; ein Kenner würde uns nicht für Schauspieler halten. Du scheinst gar keine Schauspieler zu kennen!“

„Ich sollte keine Schauspieler kennen?“

„Beweise es uns!“

„Ruhig.... der Direktor.“

Alle sprangen auf und sahen nach der Thüre. — Konrad war aufgestanden und lachte. „Seht Ihr!“ sagte er. —

„Ungestraft kömmst Du nicht fort. — Sage uns, wer jeder Einzelne von uns ist!“

„Das kann ich nicht. Aber ich will Euch sagen, wer Ihr Alle seid!“

„Nun, wer sind wir?“

„Ihr seid das Orchester des Geistes, welches an

dem Tage stumm und unbeweglich vor seinen Notenpulten sitzen müßte, wo ein neuer alexandrinischer Brand die dramatischen Bibliotheken der Welt vernichten würde! Ja, Ihr seid noch weniger! Ihr seid Instrumente, todte, lebloſe Instrumente, in die man hineinblasen muß, wenn man einen Ton herausbringen will — nichts mehr! Jeder Einzelne von Euch ist ein Instrument: ob die liebliche Flöte oder die zirpende Violine, ob die pipende Oboe oder die schmetternde Trompete, ob das klagende Violoncell oder der brummende Kontrabaß, — Holz und Blech seid Ihr des Geistes, ohne den Ihr keine Rolle spielen könnt, nichts weiter! Man hat lange darüber gestritten, ob der Tanz eine Kunst sei. Ich behaupte: der Tänzer verdient viel mehr die Bezeichnung „Künstler", als der Schauspieler; er mimt nur nach Andeutungen, Euch aber ist jeder Buchstabe vorgeschrieben. Worin besteht denn Eure ganze Leistung? Daß Ihr eine Rolle auswendig lernt und sie rezitirt! Das höchste Lob, welches man Euch ertheilen kann, liegt dann vor, wenn man sagt: Er ist tief in den Geist einer Rolle eingedrungen! Welches Wunder! Der größte Preis, der Euch zu Theil wird, konzentrirt sich in dem Gedanken, daß Ihr im Stande seid, das zu begreifen, was ein anderer erdacht und ersonnen. Instrumente seid Ihr, die Hörner, deren sich ein fremder Mund bedient!"

„Und zur Zeit", rief eine Stimme aus dem Kreise, „als die improvisirte Komödie bestand?"

„Ah, die improvisirte Komödie! Gepriesen sei ihr Andenken! Gepriesen die Zeit, wo man das Ding beim rechten Namen nannte! Da hieß der Mann noch, was er war: Hanswurst! Gepriesen sei jene Zeit! Damals waren die Elemente noch nicht getheilt, das Wasser noch

nicht von der Erde geschieden; damals war die Produktion und Reproduktion noch Eins; der Dichter war Schauspieler, der Schauspieler Dichter. Später aber, als die Dichter unter Euch das Darstellungsgewerbe von sich stießen, nichts mehr damit zu thun haben wollten und nur dichteten, da wurdet Ihr, der Absudsatz der Ambrosia, herabgestoßen in Euer Nichts und seitdem seid Ihr — große Künstler, hochansehnliche Männer! Gepriesen sei die Zeit des Hanswursts! Da waret Ihr doch, was Ihr wieder werden müßt — sollt' Ihr Eure Mission erfüllen —: ganze, volle Menschen; die ideale Welt, sich loslösend und losgelöst von der Gesellschaft, nicht beengt durch sie und sie nicht verderbend! Ein undurchdringlicher Kreis war um Euch gezogen, im Leben wie im Tode! Und wie man heute in Ländern, in denen noch die Missethäter organisirt in finstern Wäldern hausen, sagt: Er geht unter die Räuber! so hieß es damals: Er geht unter die Komödianten!"

„O!" rief eine Stimme, „ein Kapuziner im Domino! Aber der Standpunkt, den unser Kapuziner einnimmt, ist ein zu tiefer; hinauf mit ihm auf die Rednerbühne!"

„Nein!" rief eine andere Stimme. „Das Zimmer hier ist bereits zu klein für ihn. Seht die große Zuhörerschaft, die sich eingefunden! Hinaus mit ihm in den Saal! Schlagt ihm eine Rednerbühne auf und laßt ihn dort seine Rede fortsetzen!"

Man ergriff den Domino und trug ihn in den großen Saal, wo man ihn auf einen Stuhl stellte. Und nun hieß es: „Setze Deine Rede fort! Die Bande ist versammelt; wer weiß, wird Dir je wieder Gelegenheit, mit so viel Geduld und Nachsicht gehört zu werden!"

„Ich wundere mich selbst darüber: daß Ihr mich zum Sprechen auffordert; denn es dürfte nicht oft vorgekommen sein, daß Ihr die Wahrheit vernehmen wollt. Es gibt einen einzigen Erklärungsgrund dafür: es sind hier fast nur Künstler versammelt. Ihr wißt, daß kaum ein fremdes Ohr vernimmt, was ich Euch sage, und Ihr unter einander kennt Euch, so sehr Ihr auch mit einander Komödie spielt. Was soll ich Euch aber noch sagen? Habt Ihr noch nicht genug?"

„Noch ein Wort über die schöne Zeit des Hanswursts!"

„Nein, nichts mehr über den Hanswurst, der ist begraben; aber über eine andere Zeit will ich sprechen, die indessen leider ebenfalls schon vorüber ist; über jene Zeit, wo der Schauspieler noch im Bewußtsein der Rolle, welche ihm im Reiche des Geistes angewiesen ist, dem Munde der Dichter lauschte, die ihn unterwiesen, die ihn aufklärten, ihn einweihten in ihre Intentionen; wo er darbend und lernend die Nächte hindurch in der stillen Kammer saß, um dem Ziele nachzukommen, welches ihm der Dichter gestellt; wo Frauen und Männer es als ein Glück priesen: die vornehmsten Geister der Nation von Angesicht zu Angesicht zu sehen; jene Zeit, wo die Literatur auf ihrer Höhe und der Schauspieler der Herold war, der die Worte des souveränen Geistes der Nation verkündete, der Herold der Freiheit und der Vaterlandsliebe, der Wahrheit und der Schönheit!"

„Nun und heute?"

„Heute geht Ihr, statt mit Dichtern, mit Geldmännern um; Ihr Herren speist bei den Bankiers und die Bankiers speisen bei den Damen."

„Oft auch umgekehrt!"

„Oft auch umgekehrt! Die ganze Gesellschaft ist ja durch Euch aus dem Gleichgewichte gebracht. Früher mochte Niemand neben Euch im Grabe liegen und jetzt ist Euch Niemand vornehm genug, mit dem Ihr im Leben umgehen möget! Heiraten möget Ihr nur Fürsten! Die ganze Gesellschaft ist verbühnt! Aber nicht durch Euch, Ihr Herren, nicht durch Euch! Euch muß man das Zeugniß geben, daß Ihr nur die Rolle der Begleiter der Frauen vom Theater spielt. Die Damen vom Theater! Das ist es, was heute den Einfluß der Kunst bildet. Die Blüthe Griechenlands lag einst zu den Füßen berühmter Weiber — heute findet man diese berühmten Weiber beim Theater und zu ihren Füßen liegt die goldene Blüthe des Landes! Die schöne Form des geselligen Umganges ist in Scherben geschlagen; denn die Zwanglosigkeit, die man im Umgange mit den Damen vom Theater genießen kann, entfernt die Männer von ihren Frauen und führt sie Euch zu. Die vornehme Welt ist der Affe des Nachahmers des Menschen geworden! Weibliche Unschuld und der Anstand bescheidener Mädchen bleiben unbemerkt; nach Euch richten sich alle Blicke, wenn Ihr auf der Promenade, im Theater oder auf den Bällen erscheint. Die Thorheit ahmt Euch nach, damit sie beachtet werde, das heißt Euch, Ihr glänzenden Repräsentantinnen der schönen Täuschung, denn von den Männern ist keine Rede mehr. Zur Zeit der Griechen durfte kein Weib die Bühne betreten — bald wird die Zeit kommen, wo auf unsern Theatern kein Mann mehr wird auftreten dürfen."

„Also die Kunst ist todt und die Tugend dazu?"

„Kunst und Tugend im Vereine sind wenigstens nicht zu finden. Für die Weiber ist das Theater das perma-

nente Ausstellungslokale lebender Bilder geworden. Nicht das Talent führt zum Theater, sondern die Schönheit. Die schönen kleinen Kinder werden dem Theater verlobt, wie ehedem dem Kloster. Das Bettelkind gelangt endlich nach langem Kampfe, nach Mühsalen aller Art und der großen Hungerkur dazu, das Theater zu betreten und was bleibt von ihm übrig, wenn ihm der Direktor, die Recensenten und die reichen Habitués ihre Gunst angedeihen lassen, wer legt Werth auf den Rest, wenn es berühmt geworden ist? Das sind überdies die — Künstlerinnen, jene, welche die sogenannte Schule durchgemacht, welche Vorbildung genossen haben. Sie gehen zum Theater entweder um zu heiraten, damit sie versorgt werden oder sie lassen sich — versorgen. Die kleine Zahl Jener, die da glaubt, wirklich für die Kunst begeistert zu sein, erreicht das schöne Ziel, mit dreißig Jahren Begleiterinnen und Ammen zu spielen. Das ist ein beschwerlicher Weg. Darum wartet man lieber ab, bis die Schönheit vollends aufgeblüht ist, man geht durch die Schule des Lebens und ist man berühmt, so betritt man das Theater, von derselben Ansicht ausgehend, wie das kleine Mädchen: daß mit der Schönheit auch das Talent verbunden sein müsse."

„Also gibt es gar keine Tugend mehr beim Theater."

„Ist sie denn auch heute wesentliches Erforderniß? Laßt das unschuldige Veilchen die Kameliendame spielen!"

„Genug der Predigt, genug!"

„Bin ich ein Prediger, nun so macht es mit mir, wie mit ihm: man zürnt ihm nicht, man befolgt aber auch nicht, was er sagt. Herrscht noch Jahrzehnte so fort, und Ihr habt die Gesellschaft und die geistige Blüthe des Landes vernichtet. Ihr habt das Theater zum ausschließlichen Ort der Zerstreuung und Unterhaltung ge-

macht! Man hat keinen Sinn mehr für die Literatur, den feinen geselligen Verkehr und verbringt sein Leben im Theater. Ihr macht dem Publikum die Tischmusik nach der Tafel. Man sieht Euch an und verdaut dabei. Die Kunst ist todt, die Literatur ist todt. Eine Nation aber, welche die Literatur ignorirt, verstopft sich selbst den Quell des Geistes und verdorrt, wie das entwaldete Land, auf dem die versengenden Sonnenstrahlen brennen. Und all das geschah, um dem freien Weibe erlaubter Weise öffentlich huldigen, es auf der Bühne sehen zu können!"

„Diese Allgemeinheit fängt an mehr als beleidigend zu werden. Sie ist unwahr! Noch gibt es Tugend beim Theater und man schätzt die Tugend!"

„Keine Sonne ohne Flecken! Keine von Euch, die nicht ein kleines Pünktchen trüge! Wer das Gesicht einer Schauspielerin in der Nähe betrachtet, wird bemerken, daß sich an der Stirnwurzel, der Nase und dem Kinn schwarze Pünktchen befinden. Diese sind bald kleiner, bald größer, aber frei von ihnen ist kein Antlitz einer Schauspielerin. Die Ursache dieser schwarzen Pünktchen ist die Schminke. Einen kleinen Zug von Falschheit trägt jede von Euch. Die Schminke ist Euch unentbehrlich; die Eine schminkt sich roth das Antlitz und die Augenbrauen schwarz, die Andere färbt sich wenigstens ein Bischen mit dem weißen unschuldsvollen Pulver des Reises."

Das Lachen war allmälig verstummt und hatte dem Gemurmel Platz gemacht; die Damen, welche Anfangs den sprechenden Domino umgaben, zogen sich zurück und ein Kreis von Herren, den die Rede des Mannes, aus dem, wie man glaubte, der Wein sprach, amüsirte, hatte ihn enger umschlossen. In diesem Augenblicke glaubte

Konrad im Hintergrunde des Saales, an die Wand gelehnt, Marie zu entdecken. Sie trug einen rosenrothen Domino und ein Herr, der sich zu ihr niederbeugte, sprach eifrig mit ihr. Konrad meinte, es sei dies Fürst Fahl. Das durch den Wein erhitzte Blut umnachtete fast Konrads Blick.

„Gib Ausnahmen zu! Gib Ausnahmen zu, Domino!“

„Hie und da eine; die stammt aber aus der alten Zeit!“

„Gib Ausnahmen zu auch unter den Jüngeren!“ rief eine Stimme drohend. Es war jene Fahl's, wie Konrad meinte.

„Nein!“ schrie er. „Talent und Charakter im Vereine habe ich nicht gefunden. Ich kenne Damen, die Talent aber keinen Charakter besitzen und dann noch einige, die Charakter besitzen, aber kein Talent! Die ganze weibliche Theaterwelt theilt sich heute in zwei Klassen: in die geniale Lüderlichkeit und in die heuchelnde, herzlose, trockene Tugend.“

Der rosenrothe Domino wollte sich entfernen. Konrad rief nach jener Gegend hin: „Man hat viele Steine nach den Weibern in Paris geworfen; ich sage: unsere Tugendhaften sind gerade so wie sie, nur betreiben sie ihr Geschäft auf platonische Weise. Man hat einen Geliebten für das Herz, man hat einen Freund für seine Karrière. Man ist brav und tugendhaft dabei, Alles das geschieht platonisch, der Leib ist keusch, aber die Seele ist es nicht!“

Der rosenrothe Domino stieß einen Schrei aus und sank zu Boden. Einige Hände erhoben sich gegen den Redner. Durch die Ohnmacht der Dame gerieth die ganze

Gesellschaft in Verwirrung und Konrad gelang es, seinen Verfolgern zu entschlüpfen und sich in die Nähe Mariens zu drängen. Frau Glaubwerth nahm ihr die Larve ab und reichte ihr ein Riechfläschchen. Antonie war niedergekniet. Fürst Fahl stand seitwärts und Camilla hielt sich knapp an ihn, mit funkelndem Blick die Szene betrachtend. Ihr zur Seite stand Fidel Lustig. Marie murmelte: „Mama, die Schlange!" Sie war durch keine Bemühung zu sich zu bringen. Da sank Konrad auf die Knie und hüllte den Kopf Mariens in seinen schwarzen Mantel. Bald darauf erhob sich Marie. Konrad sprang auf und eilte davon.

Als er auf der Treppe war, begegnete er Camilla, die sich schon früher entfernt. „Meine Memoiren!" raunte er dieser zu.

„Niemals!" sagte sie leise.

„Sie geben mir Ihr Versprechen: daß Sie ohne meine Einwilligung wenigstens keinen Gebrauch davon machen wollen!

„Nein!"

„Geben Sie mir das Versprechen, sonst erzähle ich Herrn Heiter Dinge...."

„Ich gebe Ihnen das Versprechen!" sagte Camilla.

Glockengeläute.

Antonie Demuth hatte die Bühne verlassen und Regenauer geheiratet. Konrad war nicht Zeuge der Trauung gewesen. Er konnte nicht die Kraft finden, derselben beizuwohnen. Auch Marie fehlte bei diesem feierlichen Akte. Ueber letztere besaß Konrad nur spärliche Nachrichten. Antonie hatte ihm gesagt: daß sich Marie von der Szene, die bei Frau Glaubwerth stattgefunden, bald erholte, daß sie aber seitdem schwermüthig geworden war. Antonie meinte: die Rede Konrads sei Schuld daran gewesen, er habe den Heiligenschein, der nach der Ansicht Mariens die Kunst umstrahlte, als das Leuchten faulen Holzes dargestellt und dadurch Marien den Halt ihrer Stellung unter den Füßen weggezogen.

„Das kann nicht die einzige Ursache sein!" antwortete Konrad. „So viel Richtiges auch in jenen Worten lag und so sehr ich dieses Richtige aufrecht erhalten will, so konnten doch der Schauplatz und die Gesellschaft, der Ton, in welchem ich sprach und der Zustand, in dem ich mich befand, Niemand darüber in Zweifel lassen: daß ich

von der Maskenfreiheit Gebrauch mache, also einigermaßen übertreibe. Jenen übrigens, die sich als Ausnahmen fühlen und das Bewußtsein in sich tragen, daß sie es sind, will ich gern zugestehen, daß ich nicht Alle verdamme, die dem Theater angehören. Ich nehme ja Sie gleichfalls aus, liebe Antonie . . ."

„Nun, ich habe auch meinen Theil wegbekommen! Der Umstand jedoch, daß ich das Theater verlasse und daß Sie es sind, der das gute Werk vollbracht, mich der Bühne zu entreißen, entzog Sie meinem Grimme."

„Wird Marie wieder engagirt?"

„Nein."

„Was wird sie beginnen, wohin will sie?"

„Ich weiß es nicht. Ich glaube, daß sie noch keinen Entschluß gefaßt hat."

„Ist dieser Umstand nicht vielleicht Schuld an ihrem Mißmuthe?"

„Er kann mit dazu beitragen", sprach Antonie, die ihre sonstige gute Laune nicht fand und Konrad die ganze Zeit über wehmüthig angeblickt hatte. Sie hielt sich offenbar zurück, sie wollte ihm nicht sagen, was sie wußte, was sie ahnte und Konrad, dem selbst trübe zu Muthe war, fiel es nicht auf, daß Antonie sich in gleicher Stimmung befand. — —

Nach einigen Wochen verbreitete sich das Gerücht: Marie werde den Fürsten Fahl-Fahl heiraten. Als Konrad diese Nachricht vernahm, eilte er sogleich zu Camilla. Er mußte wissen, was sie vor hatte; er glaubte, der Moment sei gekommen, wo Camilla trotz ihres Versprechens das Werk ihrer Rache vollführen werde. Er fand Camilla allein. Sie hielt ihm, als er eintrat, freundlich lächelnd die Hand entgegen, — er faßte sie nicht.

„Sie kommen, um nähere Details von mir zu erfahren?“ sprach Camilla. „Sie wissen also schon, daß Marie den Fürsten Fahl-Fahl heiraten wird? Und Sie sind besorgt, daß ich Marien die glänzende Partie nicht gönne? Sie meinen, daß ich vor der Hochzeit das Glück des — geliebten Paares stören, daß ich vielleicht noch am Hochzeitstage, ja im letzten Augenblicke in der Kirche selbst an den Altar treten nnd ausrufen werde: Halt! Ich gebe es nicht zu, ich habe ältere Ansprüche, ich besitze ein Mittel, die Ehe zu hindern! Hier ist das Tagebuch des Herrn Konrad Heil. Lesen Sie, Fürst, und überzeugen Sie sich, wie innig dieser Jüngling geliebt u. s. w. u. s. w. Das ist doch Ihre Vermuthung, Herr Konrad Heil?“

„Es kann Ihnen nicht schwer fallen, meine Gedanken zu errathen.“

„Schwieriger aber, wie es scheint, ist es für Sie, zu wissen, was ich in einem gegebenen Falle thun werde.“

„Sie sind so — klug....“

„Und so — gut....“

„Daß ich mit Schrecken erwarte, zu vernehmen: was Sie denn eigentlich zu thun gesonnen sind.“

„Ich bin gesonnen — nichts zu thun.“

„Sondern?“

„Den Dingen ihren Lauf zu lassen.“

„Wollten Sie mir nicht erklären?...“

„Damit Sie am Ende die Ehe hintertreiben?“

„Ich!“

„Vor Allem beruhigen Sie sich. Ich werde jetzt von dem Tagebuche keinen Gebrauch machen.“

„Wann denn?“

„Zu gelegener Zeit. Wenn das fürstliche Paar sich des vollkommensten ehelichen Glückes erfreut.“

„Das werden Sie nicht thun!“

„Wer wird mich daran hindern; Sie?“

„Ist die Zeit des armen Lustig also auch schon vorüber? Doch gemach! Sie sorgen ja selbst dafür, daß es zu jeder Zeit einen Mann gibt, an dessen — Werthschätzung Ihnen gelegen ist.“

„Ich fürchte, daß Sie Unrecht haben. Beklagen Sie mich. Ich bin zweier Sachen nicht mehr sicher: meiner Stimme und meiner Verehrer. Doch ich will Ihnen einen Beweis geben, daß ich mehr Anhänglichkeit an Sie besitze, als Sie glauben. Wissen Sie, wie es gekommen, daß Fürst Fahl Marie heiratet?“

„Nein. Erzählen Sie.“

„Das entwickelte sich sehr natürlich. Ich weiß nicht, was Marien mehr das Theater verleidet hat: Ihre fulminante Rede oder der Umstand — daß man sie hier nicht mehr engagiren wollte; doch das ist gleichgiltig — nicht wahr, mein verehrter Freund? Genug, als Fürst Fahl um ihre Hand anhielt, erbat sie sich mit der Hoheit, die sie hatte, als Sie sie noch kannten, lieber Konrad, vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit und sagte am andern Tage: Ja.“

Konrad dachte bei sich: Das ist also der Fürst, den die Mutter dem Kinde in Aussicht stellte! Gewiß hat sie ihr redlich Theil an dem Entschlusse gehabt! Er fügte laut hinzu: „Und der Fürst?“

„Fürst Fahl hat sich — von mir geleitet — Marien genähert. Ich hatte sie ihm als das einzige Mädchen beim Theater bezeichnet, das noch nie geliebt, und es schien Seiner Durchlaucht interessant, — in einem reinen Herzen die Flamme der Liebe zu erwecken. Der Fürst überzeugte sich, daß Marie — tugendhaft sei. Er sah, daß e-

ihr seine Hand bieten müsse, wollte er — ihr Herz erobern, und so bot er ihr denn seine Hand. Was wollen Sie! Seine Durchlaucht ist ein Mann, würde ich sagen — wenn er ein Mann wäre; der keine Energie mehr besitzt und deshalb Alles thut, um zum Ziele zu gelangen — selbst das Gute und Anständige. Die Kraft der Liebe manifestirt sich aber in der Fähigkeit des Entsagens."

„Nun und mein Tagebuch?"

„Ah, Ihr Tagebuch! Bis vor Kurzem wollte ich wirklich dem Fürsten die Lektüre desselben gönnen, indessen, ich habe meinen Plan geändert."

„Und dieser Plan?"

„Ich kann Ihnen denselben ganz offen mittheilen, denn — Sie können nichts dagegen thun. Dieser Plan besteht darin: daß ich das von mir so sehr geliebte Paar nicht an seinem Glücke hindern und daß ich das Tagebuch erst dem Fürsten zeigen werde, wenn er verheiratet ist."

„Sie wollen also das Glück Beider für immer vernichten?"

‚Das Glück!" rief Camilla höhnisch. „Glauben Sie denn, ich würde die Heirat dulden, wenn ich nicht wüßte, daß die Beiden — unglücklich werden müssen?... Geben Sie sich keine Mühe, mir einige freundliche Worte zuzurufen, ich weiß beiläufig, was Sie sagen wollen... Ja, die Beiden müssen unglücklich werden. Marie wird ein Herz suchen, so lange sie lebt und es in dem Fürsten nicht finden und der Fürst, so wenig er auch jetzt seine Gesellschaft beachtet, wird sie vermissen, wenn diese sich von ihm theilweise zurückzieht, und wenn er in Marien, die sich für immer ihr Herz hinwegraisonnirt hat, in

welcher der Verstand das Herz erstickte, nicht die ihm legitim angehörende volle, üppige, duftige Rose, findet die zu seinen Füßen ihr Liebeleben aushaucht! Marie wird ihn langweilen, wenn er sie besitzt."

„Und wenn er sich langweilt, wollen Sie ihm . . ."

„Werde ich ihm Ihr Tagebuch zeigen und ihm sagen: Du hast ein Veilchen gesucht und bekamst eine duftlose Lilie; daß das Tagebuch echt ist, mein Fürst, werden Sie aus dem Umstande entnehmen, daß Ihre durchlauchtigste Frau Gemalin, die ehemalige tugendhafte, talentlose Sängerin, eine Abschrift desselben von Konrad's Hand besitzt."

Konrad wollte widersprechen.

„Sie haben Recht," sagte Camilla, „Marie besitzt nur die Hälfte; es ist ja in Ihrem Tagebuche genau angegeben, bis zu welchem Tage sie Ihre Geständnisse Marien abschriftlich mitgetheilt. Ich werde also sagen: daß die Fürstin einen Theil dieses Tagesbuches besitzt und daß Seine Durchlaucht die traurige Fortsetzung in dem Hefte finden könne, welches ich die Ehre habe, ihm zu überreichen."

„Ich sage Ihnen, daß ich Sie daran verhindern werde."

„Es wird mich immer freuen, Sie auf meinem Wege zu finden. Ich begebe mich bald nach Paris. Ich bin es müde, hier zu singen, in diesen kleinlichen Verhältnissen zu leben!"

„Ich danke Ihnen für diese Mittheilung!"

„Werden wir uns in Wien nicht mehr sehen?"

„Nur wenn ich Ihnen nicht ausweichen kann!" —

Einige Wochen später durchdrangen seltsame Gerüchte die Stadt. Der beliebte Komiker Heiter war gestorben und man beschuldigte Camilla laut, die Ursache sei-

nes Todes gewesen zu sein. So viel war gewiß, daß Heiter gefährlich erkrankt, trotz des Verbotes seines Arztes, trotz des Flehens seines Weibes und des Weinens seines Kindes, sein Krankenlager verließ, zu Camilla eilte und Tags darauf eine Leiche war. Konrad hätte die Nachricht von dem Tode des Mannes, den er lieb gewonnen, tiefer erschüttert, wäre er nicht von dem Gedanken: daß die Vermälung Marien's mit Fahl nahe bevorstand, so sehr in Anspruch genommen gewesen. . . .

Er brachte es über sich, der Trauung Marien's beizuwohnen. Hinter einer Säule verborgen, hörte er, während Thränen sein Auge benetzten, die bleiche Marie, die in dem entscheidenden Momente nach rechts und links noch einige Blicke warf, als ob sie Jemand suche, „Ja" sagen.

Konrad verließ die Kirche und eilte in's Freie. Er irrte umher, ohne zu wissen, wo er sich befand. Er kam in eine Straße und begegnete einem Leichenzuge. Es war jener des Komikers Heiter, des armen Fidel Lustig.

Konrad eilte weiter. Da wurde er durch den Ruf einer Dame, die eben an ihm vorüberfuhr, aufgehalten. Es war Camilla. Sie fuhr spazieren und ließ, als sie Konrad sah, den Wagen halten. „Was sagen Sie zu dem Tode des armen Heiter? Was soll ich thun?"

„Ein Konzert zum Besten seiner Witwe und seines Kindes veranstalten. Sie — wären das im Stande!"

Camilla riß das Wagenfenster empor und setzte ihre Spazierfahrt fort.

Jenseits und diesseits des Rheins.

Camilla hatte ihr Vorhaben ausgeführt. Sie trat, um Wien, das ihrer Meinung nach ihr nicht hinreichend huldigte, zu bestrafen, eine Reise nach Paris an, um dort in der großen Oper zu singen. Sie zweifelte nicht daran, daß man sie sogleich engagiren werde. Schon sah sie im Geiste Meyerbeer in ihrem glänzenden Salon erscheinen und ihr die Rolle seiner „Afrikanerin" zu Füßen legen.

Was sich auf dieser Reise Camilla's nach Paris in Köln und auf der Fahlburg ereignet, haben wir im Beginne dieser Erzählung mitgetheilt.

Camilla kam in Begleitung des Bankiers Müller in Paris an. Konrad war ihr gefolgt, um sie nicht aus dem Auge zu verlieren. Er hatte es sich feierlich gelobt, um Marie vor neuer Tücke Camilla's zu bewahren, um jeden Preis in den Besitz seines Tagebuches zu gelangen.

So groß die Zuversicht auch war, die Camilla erfüllte, bevor sie nach Paris ging, so sehr schwand dieselbe, je länger sie daselbst verweilte. Trotz aller Empfehlungsbriefe, die sie abgegeben, trotz aller Opfer, die sie, die Hilfe des Bankiers Müller ziemlich stark in Anspruch nehmend, brachte, war es zweifelhaft, ob sie zu einem Gastspiele gelangen werde. Der Staatsminister, welcher zu jener Zeit der eigentliche Direktor der Oper war, hatte es ihr zugesagt; der Direktor hatte es ihr versprochen; mit dem Chef der großen Claque, dem kleinen David,

war das Geschäft schon lange in Ordnung gebracht; eben so mit dem Feuilletonisten Le Fleur, der Camilla aus Dankbarkeit sein neu erbautes Haus in der Umgebung von Paris zeigte, sich bei dieser Gelegenheit rühmend: daß jedes seiner Zimmer eine andere Primadonna eingerichtet habe, — trotz alledem sollte die Straßensäulen von Paris noch immer nicht die Affiche zieren, welche die erste Gastrolle der Wiener Primadonna, Camilla Wolfthal, ankündigte.

Camilla, unkundig des Terrains, konnte ihren Pariser Schwestern, den Primadonnen, welche gegen sie intriguirten, nicht entgegenarbeiten. Man hatte dem Direktor gesagt: Camilla spreche beim Singen den französischen Text so schlecht aus, daß es einen Skandal geben würde, wenn er sie singen ließe, und dem Direktor schien dies sehr glaublich, denn in der Konversation verrieth Camilla sehr deutlich die Fremde. Ihre Besorgniß und ihre Beunruhigung wußte aber Camilla auf das sorgsamste vor Bankier Müller zu verbergen. Diesem gegenüber schwelgte sie in dem Triumfe, der ihr bevorstand. Müller, der fortwährend den Ton des Spottes und des Scherzes anschlug, war von dem Ruhme, der Camilla umgab, und der sie in noch erhöhterem Maße umgeben sollte, dann von der Rolle, die er als ihr Beschützer spielte, so geblendet, daß er die Ueberzeugung zu gewinnen anfing: er liebe Camilla und er könne ohne sie nicht leben.

„Was würden Sie denn sagen", sprach er einmal zu Camilla, „wenn ich Ihnen vorschlüge, hier ihre theatralische Laufbahn zu schließen und mich zu heiraten?"

„Ich würde Sie heiraten", sprach Camilla lächelnd.

„Geben Sie mir das schriftlich."

„Mit Vergnügen", sprach Camilla. „Schreiben Sie mir Ihren Antrag und ich übergebe Ihnen die Antwort."

Die Beiden tauschten die Schriftstücke aus.

An einem dieser Tage, die Camilla innerlich zagend zubrachte, erschien plötzlich Direktor Heckebart bei ihr. Camilla stieß einen Schrei des Triumfes aus, als sie ihn erblickte. Die jubelnde Miene der Sängerin vermehrte noch die Verlegenheit des Direktors. Jene Leute, die ihn ehedem genöthigt, das Verhältniß zu Camilla zu brechen, hatten ihn nach Paris gesandt, um Camilla zurückzuführen. Man war durch ihre Abreise in eine wahre Kalamität gerathen und meinte: Heckebart werde, aus einem früheren Verhältnisse zu der Sängerin Nutzen ziehend, Camilla bewegen, zurückzukehren. Heckebart wurde von ihr förmlich gemartert. Sie ruhte nicht eher, bis er zu ihren Füßen lag, sein Unrecht eingestand, Alles gut zu machen gelobte; und als sie ihn so weit gebracht, schlug sie es ihm ab, wieder nach Wien zurückzukehren. Heckebart sann nun auf ein anderes Mittel und fing an, mit Hilfe seiner Pariser Bekannten gegen Camilla zu intriguiren. Wenn sie in Paris nicht gefallen werde, meinte er, werde sie mit Freuden nach Wien zurückkehren.

Noch immer war Camilla ohne entscheidende Antwort von Seite des Pariser Direktors. Da faßte sie einen Entschluß. Sie nahm eine ihrer Rollen und fuhr zu dem Leiter des Theaters. Sie ersuchte diesen, ihm vorsingen zu dürfen. Camilla's großes Talent brach sich Bahn und der Direktor fand, daß sie die Schwierigkeiten der ihr fremden Sprache besiege. Es wurde nun der Tag ihres ersten Auftretens festgesetzt. Er erschien. Camilla sang vor einem halb leeren Hause. Nach 9 Uhr füllte sich der Saal zur Zeit, als das Ballet beginnen sollte. Nach

Beendigung des Tanzes lichteten sich wieder die Reihen. Camilla wurde den ganzen Abend hindurch lebhaft applaudirt und stürmisch gerufen — von der Claque; dem Publikum selbst gefiel sie immerhin, aber es interessirte sich nicht lebhaft für sie — sie war ja eine Fremde und eine Primadonna aus Wien, deren Ruhm man überdies nicht Wochen vorher in allen Zeitungen verkündet, das konnte nichts Außerordentliches sein. So war es das erste Mal, so war es bei jedem Auftreten Camilla's. Diese empfand ihre Niederlage. Bankier Müller hingegen schwebte in Entzücken, konnte er doch überall an der Seite der Sängerin erscheinen.

„Nun, jetzt werden Sie mich gewiß nicht heiraten wollen?" sagte er zu Camilla.

„Hat denn die Verlobung nicht stattgefunden?" sprach diese lächelnd. „Sie können sogar nach Wien telegrafiren, wenn Sie wollen."

Dies that Müller zwar nicht an diesem Tage, aber an dem folgenden. Er hatte Heckebart bei Camilla getroffen und als er eintrat, empfing ihn diese mit den Worten: „Rathen Sie, was soll ich thun? Mein Freund Heckebart" — und dabei sah sie den Direktor schwärmerisch an — „will mich neuerdings für Wien engagiren."

Das Engagement nun hätte Müller weniger in Besorgniß versetzt, allein ihn faßte die Angst: daß das alte Verhältniß zwischen Camilla und Heckebart wieder beginnen könnte.

„Sie werden mich ja heiraten und das Theater verlassen!" stammelte er.

„Nun hören Sie aus seinem Munde, Herr Heckebart, was Sie mir nicht glauben wollten. Ich habe die Ehre, Ihnen hier meinen Verlobten vorzustellen." — —

Camilla verließ mit Müller Paris im vollen Bewußtsein dessen, was sie that. Es war ihr klar geworden, daß ihre Stimme gebrochen sei und daß in nicht ferner Zeit der Ruin ihres Organs dem Publikum offenbar werden müsse. — —

Konrad folgte Camilla; er folgte ihr des Nachts von Köln aus, wo sie wieder Rast machte, nach der Fahlburg. Es war dieselbe Mondnacht wie damals, als Heil Camilla abgehalten, hier Unheil zu stiften; wie damals stand Camilla hinter der Säule und schaute durch das geöffnete Fenster in den Salon, in welchem Fürst Fahl und Marie saßen. Konrad schlich sich an Camilla heran. Eben als er sich an ihrer Seite befand, hob diese den Arm und wollte das Tagebuch dem Fürsten zuschleudern; doch Konrad ergriff es, riß es an sich, und als Camilla, einen Schrei der Wuth erstickend, sich umwandte und das verzerrte, vom Mond beschienene Antlitz Konrad zukehrte, sagte dieser leise: „Das Buch ist mein!" Camilla war außer sich. Sie wollte sich auf Konrad stürzen, da sprang plötzlich aus dem Schatten der Säule der Neufundländer hervor, stellte sich zwischen Beide, schaute Camilla aus seinen blutunterlaufenen Augen dräuend an und wies ihr die Zähne. Camilla murmelte grimmig vor sich hin: „Selbst der Hund kennt mich nicht mehr!" und enteilte. Konrad warf noch einen Blick nach Marien und verlor sich dann im Park.

Marie erbebte, als sie eine Stimme singen hörte:

„Ich sah mein Lieb, wie sehr Du elend bist.
Ich grolle nicht!"

Camilla hat später den Bankier Müller wirklich geheiratet.

Ende.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Uhl, Friedrich,

Die Theaterprinzessin Roman

Bd.: 3

Wien 1864
Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.820(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11722993-9